

Als letzter Stadtdekan von Breslau

Chronistische Rückschau

Einleitung

Die Kirchengeschichte Schlesiens seit dem Beginn des Hitlerregimes bis zur Vertreibung nach dem II. Weltkrieg ist noch nicht geschrieben, wenn auch jetzt unter Leitung von Lic. Ehrenfort geplant worden. Und doch sind diese Jahre erfüllt von erschütternden Ereignissen, die nicht nur aus Wissensinteresse und zur Abrundung des Gesamtbildes der evangelischen Kirche im deutschen Osten festgehalten zu werden verdienen, sondern auch als Zeugnisse für eine mögliche Zukunft Bedeutung gewinnen können. Der Kirchenkampf, die Kriegsjahre, die Katastrophenzeit, die gewaltsame Aussiedlung aus den Gebieten jenseits der Oder-Neiße-Linie, die Konstituierung der schlesischen Kirche in Görlitz, die verbliebenen einzelnen Restgemeinden und die Eingliederung der Vertriebenen in die Kirchen Mittel- und Westdeutschlands sind die wichtigsten zu behandelnden Themen.

Obwohl von der Generation, die diese Dinge miterlebte, durchkämpft und durchlitten hat, noch viele leben, die darüber berichten könnten, besteht eine merkwürdige Scheu, die erforderlichen Beiträge aufzuzeichnen. Ein diesbezüglicher Aufruf an die Pfarrer seitens der Gemeinschaft evangelischer Schlesier blieb bisher fast völlig erfolglos. Das mag seine äußere Ursache in der gegenwärtigen Überbeanspruchung der Pastoren haben. Aber es gibt noch tieferliegende Gründe: Während der Zeit der turbulenten Ereignisse sind kaum je chronographische Aufzeichnungen von den Einzelnen gemacht worden. Die Vorgänge mit ihren schwerwiegenden Entscheidungen und Konsequenzen nahmen die Kräfte so in Anspruch, daß man dabei weder Lust noch Muße fand, sie zu fixieren. Außerdem war es im Hinblick auf die Haussuchungen der Geheimen Staatspolizei im Kirchenkampf sowie im Hinblick auf die russischen oder polnischen Beschlagnahmungen, denen man in der Katastrophenzeit ausgesetzt war, gefährlich, Dokumente bei sich finden zu lassen, aus deren Inhalt einem bei böswilliger Deutung ein Strick gedreht werden konnte. Die Zeit unmittelbar nach der Vertreibung, in der die Grundlagen für eine neue Existenz geschaffen wurden und in der so viel Briefe gegenseitigen Suchens, Auskunftgebens und Helfens geschrieben werden mußten, und in der man noch viel zu wenig Distanz zu dem gefunden hatte, was man erlebt hatte, waren auch nicht geeignet für historische Betrachtungen. Jetzt aber, nachdem Jahrzehnte vergangen sind, hat sich bereits vieles in der Erinnerung verwischt. Es fehlen einem

Namen und Daten, die für die exakt geordnete Schilderung dessen, was sich ereignet hat, von Wichtigkeit wären. Und vor allem: das, was man persönlich erlebt hat, ist ja immer nur ein fetzenhafter Ausschnitt und gibt kein historische Ansprüche befriedigendes Gesamtbild. Merkwürdigerweise ist es viel leichter, in alten Archiven zu stöbern und mit auffindbaren Quellen geschichtlich zu arbeiten, als sich über das selbst Miterlebte, das einem doch viel näher liegt, historische Rechenschaft zu geben.

Trotz alledem wäre es unverantwortlich zu resignieren. Die schlesische Kirchengeschichte der letzten Jahrzehnte muß noch von der Generation an Land gezogen werden, die sie miterlebt hat. Die verstreut liegenden Dokumente (Protokolle, Briefe, Berichte aus Zeitungen und Zeitschriften, private Aufzeichnungen) müssen gesammelt und geordnet werden. Das Gedächtnis muß angestrengt, und wechselseitige Informationen eingeholt werden. Ja, es werden erst einmal mit monographischen Teilschilderungen die „Quellen“ geschaffen werden müssen, aus deren Verarbeitung und Vergleich sich dann ein kritisch sondiertes Gesamtbild der jüngst vergangenen Zeit herausformen kann. Man wird also im Interesse des erwünschten möglichst objektiven historischen Endresultats den Mut aufbringen müssen, aus seiner Teilperspektive monographisch und biographisch zu berichten. In der Art, wie man selbst den Ereignissen begegnet ist, hat sich ja ein Stück des geschichtlichen Lebens vollzogen, das den späteren Historiker zu interessieren hat. Die sich selbstverständlich an das Tatsächliche und Verbürgte zu haltenden persönlichen Teilsichten werden dann die Bausteine sein, die eine relativ objektive Gesamt konstruktion ermöglichen und auch im historischen Gesamtbild der Zeit ihren rechten Ort finden werden.

Unter diesen Voraussetzungen möchte ich auch die hier vorgelegte chronistische Rückschau „Als letzter Stadtdekan von Breslau“ verstanden wissen. Nicht meine Person ist dabei wichtig, wohl aber das, was ich an dieser Stelle miterlebt, mit meinen Augen gesehen habe und in der Verantwortung der Kirche in Gemeinsamkeit mit meinen Amtsbrüdern glaubte tun zu müssen. Dieses letzte Stadtdekanat umfaßt die kurze Spanne von Ende Januar 1945 bis Anfang Juli 1946, als mit der Beschlagnahme der Elisabethkirche durch die Polen und der Ausweisung aus meiner Wohnung meine Tätigkeit in Schlesien ein Ende fand. Es war das eigentliche Katastrophenjahr der Belagerung und Eroberung Breslaus und seiner Besetzung durch die Russen und die Polen. Die Zeit bis zur Übergabe und die Zeit nach der Übergabe der Stadt teilen diesen Abschnitt der Kirchengeschichte Breslaus deutlich in zwei Hälften, die nacheinander zu behandeln sind. Meine Tätigkeit als Stadtdekan ist dabei untrennbar mit meinem Pfarramt an der Haupt- und Pfarrkirche zu St. Elisabeth verbunden, an die ich zu Beginn des Krieges in Nachfolge des emeritierten Kirchenrates Than berufen wurde. Mein Bericht wird mit einigen biographischen Vornotizen und meiner Amtstätigkeit an der Elisabethkirche beginnen müssen, soweit darin charakteristische Voraussetzungen für das eigentliche Thema dieser chronistischen Rückschau beschlossen liegen.

A. Bis zur Übergabe der Festung

I. Als Pfarrer an St. Elisabeth

Schon mein Vater Lic. Paul Konrad war Pastor an der Elisabethkirche, ehe er zu Beginn des Jahrhunderts von da zur Gründung der Trinitatisgemeinde berufen wurde. Und auch mein Schwiegervater Otto Altmann hatte vorübergehend da amtiert. St. Elisabeth im Stadtzentrum am Ring, der gewaltige gotische Backsteinbau mit seinem kupfergedeckten grünen Renaissanceturm — der „dicken Liesel“, wie ihn die Oderschiffer nannten — war mir von Kindheit an eine vertraute und ehrfurchtgebietende Kirche meiner Breslauer Heimat.

Trotzdem hatte ich nie die Absicht, Pfarrer an der Elisabethkirche zu werden. Ich wollte die Universitätslaufbahn einschlagen und hatte mich von der Dorfgemeinde Michelau Kr. Brieg aus bei der theologischen Fakultät in Breslau habilitiert. Nach den ersten Wellen des Kirchenkampfes wurde mein Lehrauftrag für Religionsphilosophie und systematische Theologie aus politischen Gründen aufgehoben. Vom gleichen Zeitpunkt an habe ich „illegale“ Vorlesungen im Auftrage der Bekennenden Kirche Schlesiens über Dogmatik gehalten. Zunächst im Gemeindesaal der Bernhardinkirche, dann in Breslauer Privatwohnungen. Nach dreimaliger Inhaftierung erfolgte im März 1938 durch die Geheime Staatspolizei meine Ausweisung aus Schlesien verbunden mit Redeverbot für ganz Deutschland. Ich hielt mich zunächst in der Provinz Brandenburg auf und leitete im Winter 1938/39 ein illegales Predigerseminar in Ostpreußen (Darkemen). Die Breslauer Gestapo verlangte als Bedingung für meine Rückkehr nach Schlesien den Austritt aus der Bekennenden Kirche. Darauf konnte ich mich natürlich nicht einlassen. Das Breslauer Konsistorium hatte mich inzwischen in den „Wartestand“ versetzt.

Bei einer erneuten Vorsprache im Sommer 1939 auf dem berüchtigten Haupt-Gestapoamt in der Prinz-Albrecht-Straße in Berlin geriet ich an einen höheren SS-Beamten, mit dem ich merkwürdigerweise ganz offen sprechen konnte. Er zeigte mir das dicke Aktenstück, in dem alle meine Sünden gegen das Dritte Reich verzeichnet waren, versehen mit den negativen Voten der Breslauer Kreisleitung und des Gauleiters von Schlesien, die sich strikt gegen meine Rückkehr aussprachen. Seltsamerweise setzte dieser Mann, dem ich augenscheinlich sympathisch war, die Aufhebung meiner Ausweisung aus Schlesien durch, unter der einen Bedingung, daß eine Banneile von 50 km im Umkreis meiner Michelauer Gemeinde aufrecht erhalten blieb. Im übrigen Schlesien könne ich mich um eine neue Pfarrstelle bewerben, an deren Gemeindegrenze ich aber streng gebunden bleiben würde, da das Redeverbot für ganz Deutschland nicht aufgehoben werden könne. Aber alle meine Bewerbungsgesuche um

schlesische Pfarrstellen blieben erfolglos. Mit einem politisch so verfeimten Pastor wagte man sich nicht zu belasten. Ich wohnte — nun schon seit 1¼ Jahr — getrennt von Frau und Kindern jetzt in der Wohnung meiner Mutter in Breslau und war über meine Aussichtslosigkeit sehr deprimiert.

Mein Studienfreund Lic. Alberty von der Johanneskirche war als Referent im Breslauer Konsistorium beschäftigt. Es gelang ihm, meine Beauftragung mit der Vertretung des gerade emeritierten Kirchenrats Than an der Elisabethkirche durchzusetzen. Damit gewann ich wieder Boden in der Schlesischen Kirche. Am 2. September 1939, also am Sonntag des Kriegsbeginns hielt ich meine erste Predigt in St. Elisabeth über den Text Jes. 30,15: „Durch Stillesein und Hoffen würdet ihr stark sein.“ Im Sommer 1940 wurde ich dann gegen den Willen der Deutschen Christen mit einer Stimme Mehrheit zum Pfarrer an der Elisabethkirche gewählt.

Ich erzähle diese Vorgeschichte, weil in ihr die Voraussetzungen für meine Breslauer Tätigkeit beschlossen liegen. Es war mir von vornherein klar, daß wir diesen Krieg verlieren und einem harten Gericht Gottes entgegen gehen würden. Ich hatte diesem Bewußtsein schon 1938 in meiner „Apokalyptischen Messe“ Ausdruck verliehen. Es kam nun darauf an, die mir anvertraute Gemeinde auf die zu erwartende Katastrophe vom Wort Gottes her vorzubereiten. Da ich die riesenhafte Kathedrale und einen Gemeindesaal für 600—800 Personen zur Verfügung hatte, störte mich das „Redeverbot für ganz Deutschland“ nicht mehr. Ich konnte in Predigten, Bibelstunden, Vorträgen und Lesungen, wenn auch in einer getarnten Sprache, — da ich immer noch von der Gestapo abgehört wurde — vom Wort Gottes her von den Dingen reden, die unsere Situation bestimmten. Von 1942 an stieg die Zahl der Predigtbesucher von 500 bis zu 2000. Mehr und mehr merkte man in Breslau, auf welches Ende dieser frevelhafte Krieg hinlief und suchte seelischen Halt bei der Kirche. Meine Stellungsbefehle zum Heeresdienst wurden merkwürdigerweis im letzten Moment immer wieder aufgehoben. Ich wurde von irgendwelchen Stellen des Breslauer Wehrmachtsbezirkes gehalten, die befürchteten, daß bei meiner Einberufung die Elisabethkirche ähnlich wie das Straßburger Münster von Hitler zu einem Nationaltempel erklärt werden könne. Andererseits war ich — wie ich erst viel später erfuhr — von der Partei meiner politischen Haltung wegen als „wehrunwürdig“ erklärt worden. Lediglich die Lazarettseelsorge im Augusta-Hospital durfte ich ausüben. So blieb mir die ganze Kriegszeit über meine Arbeitskraft für die Gemeinde erhalten. Nachdem Pfarrer Lic. Noth als Offizier vom I. Weltkrieg auch eingezogen war, hatte ich mit meinem Amtsbruder Lic. Aust zusammen 20 000 Seelen zu betreuen.

In den Winterhalbjahren hielt ich alle 4 Wochen Vorträge über christliche Weltanschauungsfragen, die zeitaktuelle Probleme („Wesen der Dämonie“,

„Mensch-sein vor Gott“, „Schicksal und Schuld“ u. ä.) so behandelten, daß sie für die Einsichtigen deutlichst die Lage markierten. Auch jetzt wurde ich wieder bei der SS verpöfien, aber man wagte im Kriege wohl nicht mehr, radikal durchzugreifen, und so blieb ich bis auf einige Verhöre ungeschoren. Andererseits fanden nun viele Breslauer, auch außerhalb meiner Gemeinde, wieder den Weg zur Kirche und es wurde mehr und mehr deutlich, welche Verantwortung gerade den Pfarrern der Bekennenden Kirche im Hinblick auf die zu erwartenden Ereignisse auferlegt war. Oft genug war in den Gottesdiensten eine hochgespannte Atmosphäre, in der durch einen biblischen Satz die gesamte Situation schlagartig beleuchtet werden konnte. Eine Reihenpredigt über die 10 Gebote wirkte damals wie Dynamit.

Da der Religionsunterricht in den höheren Schulen verboten war, hielten wir freiwilligen Unterricht in unseren Amtszimmern. Es war erschütternd zu sehen, wie ein Teil der früher nazibegeisterten Jugend sich dazu einfand und mit welcher Bereitschaft sie nun Halt im Evangelium suchte. Auch die Seelsorgesprechstunden füllten sich mit Menschen, die am Rande der Verzweiflung standen. Es war eine schwere, aber für unsere kirchliche Arbeit unerhört fruchtbare Zeit.

Noch nach Beginn des Krieges war es Kirchenmusikdirektor Piersig gelungen, die berühmte Englerorgel der Elisabethkirche im alten Stil restaurieren zu lassen und es konnten Orgelwochen durchgeführt werden, bei denen die Meister aus ganz Deutschland gastierten. Mit einem ausgezeichnet geschulten Chor wurde musica sacra vor allem der klassischen Zeit von Schütz, Buxtehude, Bach und Händel geboten und möglichst jeder Gottesdienst musikalisch zu einem Fest ausgestaltet. Das hatte nicht nur ästhetische Bedeutung für die vielen Menschen, die sich dazu einfanden, sondern gewann Verkündigungscharakter. Die Oratorien, Kantaten und Motetten wirkten sich für eine am Abgrund stehende Zeit tröstlich und stärkend aus.

In der Antonienstraße am Karlsplatz fand sich unter Leitung des katholischen Emeritus Professor Hermann Hoffmann regelmäßig ein *Una sancta*-Kreis zusammen, in dem von Pfarrern und Laien beider Konfessionen gute theologische Gespräche geführt wurden. Man konnte da auch politisch ganz offen reden. Das hatte darum seine große Bedeutung, weil es eine Vertrauensbasis persönlicher Art zwischen der evangelischen Bekennenden Kirche und entsprechenden Kreisen der katholischen Kirche schuf, die sich dann in der Katastrophenzeit für gemeinsame Aktionen segensreich ausgewirkt hat. Je mehr der Krieg auf sein unheilvolles Ende zurückte, umso mehr spürten wir, daß der Kirche große verantwortungsvolle Aufgaben zufallen würden. Dieses Ende konnte mindestens seit Stalingrad denen, die sehen konnten und sehen wollten, nicht mehr verborgen bleiben.

Auch politische Maßnahmen, wie das „Unternehmen Barthold“, das im Sommer 1944 viele Tausende von Zivilisten zur Aushebung von Verteidigungsgräben beorderte, gesteigerte Luftschutzmaßnahmen *) und schließlich der Aufruf zum Volkssturm in den letzten Monaten des Krieges zeigten ja nun auch den unentwegten Nazis trotz aller Sieges- und Durchhalte-Propaganda, was die Stunde geschlagen hatte. Als im Dezember 1944 die ersten Flüchtlinge aus Ostpreußen und Posen zu uns kamen, konnte man an den fünf Fingern abzählen, daß in kürzester Zeit auch Schlesien mit der russischen Invasion zu rechnen hätte. Die Frage, ob man sich „überrollen lassen“ oder fliehen sollte, ob die Russen uns verschleppen, „abkehlen“ oder am Leben lassen würden, wurde sorgenvoll diskutiert. Obwohl nach außen hin „Haltung“ gewahrt werden mußte, griff unter der Oberfläche Panikstimmung um sich. Ich entsinne mich, damals immer wieder gegen die Angst vor den „gottlosen Eventualitäten“ gepredigt zu haben.

II. Die Belagerungszeit

Mitte Januar 1945 erfolgte der Einbruch der Russen in Schlesien. Nun begann die Massenflucht. In ununterbrochener Kette drängten die Trecks über die Oderbrücken. Mit Plan- und Kutschwagen, Schlitten und getriebenem Vieh ging es westwärts. Was würde aus Breslau werden? Gauleiter Hanke erklärte die Stadt zur Festung. Die Zivilbevölkerung wurde mit drakonischen Maßnahmen zwangsevakuert. Breslau sollte bis zum letzten Mann verteidigt werden. „Jedes Haus eine Festung“ las man an vielen Fassaden. Umgeworfene Straßenbahnwagen, Betonklötze und Barrikaden aller Art an den wichtigen Straßenausgängen, aufgerissenes Pflaster und Schützengräben dokumentierten den Wahnsinn des totalen Krieges, der für jeden Einsichtigen ja längst verloren war. Die Opferung Breslaus konnte nur den einen Sinn haben, den Widerstand des Naziregimes um eine kurze Frist zu verlängern.

Nun war auch für die Kirchenleitung und die Pfarrerschaft die Frage gestellt: bleiben oder fliehen! Wenn in den Landgemeinden die Pfarrer ihre Trecks begleiteten, war das richtig. Aber die Festung Breslau durfte im Hinblick auf die

*) Dazu gehörte auch, daß die letzten noch verbliebenen Kunstschatze, ja die Bänke der Kirche wegen Brandgefahr herausgebracht werden sollten. Dieses konnte zum Glück auf unsere Einsprache hin durch das verständnisvolle Eintreten des Provinzialkonservators Prof. Dr. Grundmann verhindert werden. Der barocke Orgelprospekt mit seinen vergoldeten Figuren wurde im ersten Turmgeschoß der Kirche untergebracht und ist auf diese Weise erhalten geblieben. Die meisten Kunstschatze sind schon gleich nach Beginn des Krieges „sichergestellt“ worden. Wohin sie abtransportiert worden sind, durfte uns nicht gesagt werden. Der alte gotische Marienaltar soll nach Neisse gekommen sein. Sehr viele andere Kunstwerke sollen in einem Reitbahn-Gebäude in Kamenz untergestellt worden und dort verbrannt sein. Eine andere Nachricht lautet, sie seien von den Polen nach Warschau transportiert worden. Ich habe auch nichts Gewisses erfahren können. Die Photographien der Kunstschatze der Elisabethkirche, wie ja wohl auch der übrigen Kirchen Breslaus, befinden sich im Herderinstitut zu Marburg a. d. Lahn.

zu erwartenden Schicksale nicht von der Kirche verlassen werden. Ein großer Teil der Pastoren hatte sich, bewogen wohl auch durch die Evakuierungsbefehle der Partei, überstürzt auf die Flucht begeben. Viele standen in harten Gewissenskonflikten bei der Erwägung des Für und Wider. Als ich am 23. Januar im Konsistorium anläutete und um Weisungen bat, teilte mir der Hausmeister mit, die Herren hätten bereits alle Breslau verlassen und die Kirchenleitung nach Görlitz verlegt. Leider hatte sich auch Bischof D. Zänker bewegen lassen, mit nach Görlitz zu gehen. Auch Stadtdekan Lierse war nicht mehr da. Konsistorialpräsident D. Hosemann hatte als Letztes nur noch eine Anweisung gegeben, wie es die Pfarrer mit ihren Kirchenkassen halten sollten. Geblieben war nur ein kleines Häuflein, das sich in der Hauptsache aus Pfarrern der Bekennenden Kirche zusammensetzte und nun selbst zusehen mußte, wie es der schweren Aufgabe der geistlichen Betreuung unserer Vaterstadt gerecht werden sollte.

Die Bleibenden fanden sich im Amtszimmer von Propst Oertel (St. Bernhardin) zusammen. Der alte Herr hielt uns eine ergreifende Ansprache über den Text: „Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig.“ Ein neuer Stadtdekan mußte gewählt werden. Auf Anregung von Pfarrer Meyer-Fredrich sollte es ein jüngerer sein, da dieses Amt unter den obwaltenden Umständen auch große physische Anstrengungen verlangen würde. So fiel die Wahl auf mich, zumal Pfarrer Hornig als Leiter der Bekennenden Kirche unserer Provinz für die später zu erwartende Gesamtleitung der schlesischen Kirche in Aussicht genommen wurde. Ich nahm die Wahl mit Zittern und Zagen, aber auch in der Freude an, in ein wichtiges Amt von Gott berufen zu sein, zu dessen Durchführung ich mir seine Kraft erbat. Schon am 24. Januar hatten Hornig und ich eine Bekanntmachung „An die evangelischen Gemeinden der Stadt Breslau“ in Stellvertretung des Stadtdekans anschlagen lassen (Anlage 1), die den in der Stadt verbleibenden Gemeindegliedern die Fortführung der kirchlichen Arbeit unter den neuen Verhältnissen kundtun sollte. Gleichzeitig wurde zu einem gemeinsamen Stadtgottesdienst mit Abendmahlsfeier für Sonntag, den 28. Januar, in die Barbarakirche eingeladen. Dieser überfüllte Gottesdienst leitete die Gemeinschaft der in Breslau verbleibenden Pfarrer und Gemeindeglieder ein und stellte sie unter die Fürbitte Gottes. Nun wußte man in unserer Stadt, daß die evangelische Kirche, wenn auch numerisch stark reduziert, während der Belagerung dasein und amtieren würde. Kirchenpolitisch bedeutete dieser Akt, daß nun die Bekennende Kirche in Breslau eindeutig die Führung übernommen hatte und hier der „Kirchenkampf“ beendet war.

Die erste Kraftprobe hatten wir zu bestehen, als am 30. 1. der Befehl kam: alle Pfarrer hätten die Festung zu verlassen. Entschlossen zu radikalem Widerstand wurden Verhandlungen mit dem Sicherheitsdienst und dem Gauleiter geführt. Da Hanke selbst noch nichts von der Ordre des Berliner Sicherheitsamtes

wußte, gelang es, einen Kompromiß zu schließen. Es wurde gestattet, daß 35 katholische und 9 evangelische Pfarrer in Breslau bleiben durften. Es blieben: Propst Oertel, Konsistorialrat Büchsel und die Pfarrer Reinhard, Meyer-Fredrich, Hornig, Eitner, Bartels, Leder, Fränkel, sowie der neugewählte Stadtdekan. Außerdem noch die Vikarinnen Dietze und Grauert, die uns mit Predigt und Seelsorge beste Dienste geleistet haben.

Die Spitzen der katholischen wie der evangelischen Kirche machten gemeinsam einen Besuch bei dem ersten Festungskommandanten General Krause; einmal, um sich vorzustellen, aber auch, um einen Rückhalt gegen die Ortsgruppen zu haben, die verstärkt durch Volkssturmmänner im Zusammenhang mit den Evakuierungsmaßnahmen eine sich immer radikaler gebärdende Schreckensherrschaft über die zurückgebliebene Zivilbevölkerung ausübten. General Krause, der allerdings seine Befehlsgewalt schon am 1. Februar an den neuen Kommandanten von Ahlfen abtreten mußte, empfing uns sehr freundlich. Als ich mich über eine Gewaltmaßnahme der Ortsgruppe Mitte gegen den zunächst noch anwesenden Pfarrer Wenzel bei der Festungskommandantur beschwerte, wurde von dort aus wohl ein Gegenbefehl gegeben. Aber die Reaktion war, daß ich in der nächsten Nacht von Kolbenstößen an meine Haustüre geweckt wurde. Eine Gruppe von verdächtig aussehenden Gestalten drang bei mir ein, bedrohte und beschimpfte mich auf gemeinste Weise und beschlagnahmte meinen Telefonapparat. Seitdem zog ich es vor, mir für die Nacht Ausweichquartiere zu suchen. Ich schlief nun meistens in einem versteckten Kellerraum unserer Diakonissenstation, auch um vor den Bomben der nächtlich arbeitenden „Nähmaschinen“, wie man die russischen Flugzeuge nannte, gesichert zu sein. Die öffentliche Erschießung des zweiten Bürgermeisters Spielhagen auf dem Ring — ein Racheakt des Gauleiters — zeigte ja auch deutlich, wie skrupellos man mit Menschen umging, die einem nicht paßten.

Eine der wichtigsten Maßnahmen war die Neuorganisation des kirchlichen Lebens in der Festung. Die verbliebenen Pfarrer wurden je einer Gemeinde zugeteilt. Es mußte festgelegt und bekanntgemacht werden, an welchen Stellen nun noch regelmäßig Gottesdienste gehalten werden sollten. Die Lazarette, Krankenhäuser, Altersheime wurden für den Seelsorgedienst zugewiesen. Die Bunker und Keller, in denen die Menschen massenhaft oder auch vereinsamt lebten, mußten besucht werden. Der sehr bald in die Innenstadt verlegte, sehr umfangreiche Beerdigungsdienst (auf dem Bänderplatz, im Trinitatisgarten und im Scheitniger Park wurden Massenbeerdigungen vorgenommen) mußte geregelt werden. Im Rahmen des Möglichen wurde auch noch Konfirmandenunterricht und Kindergottesdienst gehalten. Das alles wurde auf den wöchentlich, später noch öfter stattfindenden Pfarrkonventen beschlossen, bei denen wir uns durch Gottes Wort für unseren Dienst einander ausrüsteten. Unter der zurückgebliebenen Zivilbevölkerung — Breslau zählte nach dem Einschluß

noch über 200 000 Einwohner — fanden wir bald eine willige Helferschar von Laien, die uns bei den Besuchen, bei der Betreuung der Kinder, der Alten, der Kranken und Verlassenen bestens unterstützten. Wir wuchsen immer mehr zu einer Festungsgemeinde zusammen.

In der Elisabethkirche konnten die Gottesdienste anfangs noch im Hauptschiff und bis Ende März noch in der Taufkapelle gehalten werden. Diese lag im Norden der Kirche und war so gegen den ständigen Beschuß, der zunächst ja von Süden her kam, einigermaßen geschützt. Mein Lazarett war der Schweidnitzer Keller im Rathaus. Dort versah ein Teil der Lehmgrubner Schwestern ihren aufopferungsvollen Dienst. In den Räumen, in denen früher fröhlich gekneipt wurde, standen nun die Betten zweistöckig übereinander. Soldaten und verwundete Zivilisten wurden da gepflegt. Die Luft war in der Enge oft unerträglich. Dort wurden regelmäßig Andachten gehalten und man sang von einer Geige begleitet: „Befiehl du deine Wege“. Bald wurden wir auch zu Andachten, Gottesdiensten und Abendmahlsfeiern in Gebäude gerufen, die sich sonst nie für solche Zwecke erschlossen hätten, z. B. in den Keller der Reichsbank am Palaisplatz oder in das Landgericht. Während auf der einen Seite der Leichtsinn der Verzweiflung stieg — es wurde getanzt, gesoffen und gehurt — war andererseits eine große Empfänglichkeit für den Trost des Evangeliums zu spüren, der die Menschen in ihrer aussichtslosen Situation frei und stark machte.

Über die strategische Geschichte der Belagerung Breslaus orientiert man sich am besten in dem Buch von Ahlfen-Niehoff: „So kämpfte Breslau“ (München o. J.); v. Ahlfen war bis Anfang März Kommandant, dann wurde er (am 9. 3.) durch General Niehoff abgelöst. Für die Zivilbevölkerung gab es im Februar und März zwischendurch immer wieder ruhige Tage. Gelegentlich konnte man sogar Kinder auf der Straße spielen sehen. Bei der Beschießung konnte man in der Stadt normalerweise mit einem bestimmten Rhythmus rechnen: Vormittags Artilleriefeuer, dann folgten Tieffliegerangriffe, in den Mittagsstunden Pause, abends und nachts Bombenabwürfe. Es fand sich immer wieder Gelegenheit, die notwendigen Wege für Einkäufe, Amtshandlungen und Besuche unter den nötigen Vorsichtsmaßnahmen zu riskieren und auch die Gemeindeglieder stellten sich in relativ hoher Zahl zu unseren Gottesdiensten und Andachten ein. Verwundet wurden aus unserem engsten Kreis nur Pfarrer Bartels und Vikarin Dietze. Propst Oertel bekam bei dem fürchterlichen Angriff zu Beginn des Ostergottesdienstes in St. Bernhardin einen Granatsplitter in den Kopf, der einige Wochen später zu seinem Tode führte. Aus den Luken der Elisabethkirche habe ich abends die näher rückenden Brandlinien um und in Breslau beobachten können. Da ich als Stadtdekan einen Brücken- und auch Nachtausweis hatte, konnte ich abends auch die Amtsbrüder immer wieder besuchen. Weil ich das „Kellerassel-Dasein“ verabscheute, habe ich — leicht-

sinnigerweise — noch oft im Arbeitszimmer meines Pfarrhauses gesessen. Der Blindgänger eines Stalin-Organ-Geschosses, das nach Durchschlag der Elisabethkirche dicht unter meinem Fenster abgeprallt war, sowie die Abdeckung des Daches durch eine Bombe, die, Gott sei Dank, auf der Brandmauer explodiert war, lehrten mich allerdings bessere Vorsicht. Später habe ich dann auch vorübergehend in meinem Schrebergartenhäuschen in Wilhelmsruh gearbeitet, wo ich glaubte noch einigermaßen in Sicherheit zu sein. Ich hatte mir dort auch ein „Ein-Mann-Loch“ gegraben, in das ich bei verdächtigen Geräuschen mich schnell bergen konnte. Daß man bei all dem in ständiger Lebensgefahr war, braucht nicht betont zu werden.

Die Anlage des Rollfeldes im März zwischen Scheitniger Stern und Fürstenbrücke, die zur Sprengung eines ganzen Stadtteils nach Verlust des Gandauer Flugplatzes führte, leitete auch für die Zivilbevölkerung eine neue Periode ein. Kinder — Knaben vom 10., Mädchen vom 12. Lebensjahre an! —, Frauen und Greise wurden von den Ortsgruppen zur Fronarbeit der Planierung des Landeplatzes beordert, der dem Beschuß der Russen offen lag. Die Verluste an Menschenleben waren grauenhaft. Bei dieser Gelegenheit wurde auch die Lutherkirche gesprengt. Ihr Turm soll erst einen Meter hoch gesprungen sein, ohne umzufallen und ist erst der zweiten Dynamitladung zum Opfer gefallen. Auf dem neuen Flugplatz ist nie ein Flugzeug gelandet. Über ihm war nachts das vielfältige Scheinwerferlicht der Russen — ein grandioser Anblick —, das den Himmel ständig ableuchtete.

Die eigentliche Wendung zur grauenhaften Zerstörung brachten die Ostertage und -nächte mit ihren massierten Bombenangriffen. Der in den Keller des Elisabethpfarrhauses verlegte Ostergottesdienst meiner Gemeinde vollzog sich während eines fürchterlichen Bombenhagels (Anlage 2: Osterabendmahl). Am Abend des 2. Feiertages schien die ganze Stadt zu brennen. Neumarkt, Dominsel, Uferzeile, Albrechtstraße waren ein Feuermeer. Mit einem vor das Gesicht gehaltenen nassen Taschentuch versuchte ich noch bis zur Bernhardenkirche vorzudringen, um zu sehen, ob da noch etwas zu retten sei. Ich mußte aber im Hexensabbat des Feuerregens und der Glutwinde unverrichteterweise umkehren. St. Bernhard lag schon in Schutt und Asche.

Von diesen Tagen und Nächten an wuchs die Verzweiflung und auch die Selbstmordepidemie unter der nach neuen Unterschlupf suchenden zu Tode geängsteten Bevölkerung. Man fragte sich, wann nun der endgültige Schlag der totalen Vernichtung erfolgen würde. Wasser- und Lichtleitungen waren weitgehend zerstört. In den Kellern und Bunkern saßen weinende Menschen bei Lichtstümpfen, die immer wieder fragten: was soll aus uns werden, wann und wie wird dieser Wahnsinn enden! Der Kampf gegen die Selbstmordversuchung wurde zur dringendsten seelsorgerlichen Pflicht. In denselben Räumen wurde

geflucht, gebetet und gesoffen. Nur die „Festungszeitung“ faselte weiter vom Durchhalten, vom „Wunder von Breslau“ und dem in Bälde zu erwartenden Entsatz der Stadt durch die Schörnerarmee. Als ob das im Hinblick auf den sich mehr und mehr abzeichnenden Zusammenbruch Gesamtdeutschlands, von dem man ja durch das Radio wußte, überhaupt noch einen Sinn gehabt hätte, oder noch glaubhaft gewesen wäre.

Auf den Straßen und Plätzen brannten tagsüber dauernd Feuer. Die Ortsgruppen führten eine Aktion zur „Entrümpelung“ der Wohnungen durch, Möbel wurden in Massen durch die Fenster geworfen und angezündet, angeblich um die Ausbreitung des Feuers bei den Angriffen zu vermindern. Aus den Büros der Stadt wurden die Akten zusammengetragen und verbrannt. Man mußte hier vieles verbrennen, was einem nach der Eroberung hätte zur Last gelegt werden können. Viele waren wie von einer Zerstörungs- und Brandpsychose erfaßt.

Die schon von Verzweiflung getriebenen Parteiorganisationen übersteigerten sich mit ihrer Schurkenherrschaft. Die Guillotine in Kletschkau arbeitete ununterbrochen und Erschießungen wurden am laufenden Band vorgenommen. Auch eine neue Verfolgungswelle gegen die restlichen Juden in der Stadt war bereits in Angriff genommen, konnte aber im letzten Moment noch abgewendet werden.

Andererseits wehrte sich die gequälte Bevölkerung mit Gegenaktionen. Die Ortsgruppen Gneisenau und Elbing wurden durch Panzerfäuste in die Luft gesprengt. Das heroische Bild, das Niehoff nach Rückkehr aus der russischen Gefangenschaft in seinen Aufsätzen in der „Welt am Sonntag“ — zu seiner eigenen Rechtfertigung — gezeichnet hat, stimmt weitgehend nicht. Allerdings ist mit ungeheurem Mut, Einsatz und Opferbereitschaft gekämpft worden, und es sind durch Militär und Zivil bewundernswerte Leistungen im Interesse der Verteidigung geschehen. Davon soll nichts abgestrichen werden. Aber wenn Niehoff so tut, als sei Hanke und die Partei ausgeschaltet gewesen und das „Wunder“ von Breslau — man sollte besser von der Tragödie dieser Verteidigung sprechen — habe dem einheitlichen Willen der Einwohner entsprochen, dann macht er sich und anderen etwas vor. Die große Mehrzahl litt entsetzlich unter der Unsinnigkeit dieser Maßnahme des totalen Krieges, die unter dem Terror Hankses und der Partei die Stadt bis an den Rand ihrer völligen Vernichtung brachte.

III. Die Vorsprache bei Niehoff

Wie sollte der sinnlosen Verlängerung der Belagerung Breslaus Einhalt geboten werden? Eine Vertretung der Bürgerschaft gab es seit Spielhagens Erschießung nicht mehr. Es herrschte militärisch der unbedingte Verteidigungsbefehl des „Führers“ an den Kommandanten, „bis zum letzten Mann und zur

letzten Patrone“ die Festung zu halten, und daneben der Gauleiter und die Partei, die für sich bei einer Übergabe allerdings das Schlimmste zu erwarten hatten, falls ihnen nicht noch in letzter Minute eine Flucht gelang. Jeder Einspruch von ziviler Seite wäre als Sabotage sofort grausam geahndet worden. Aber durfte die Kirche in einer solchen Situation schweigen? Wir hatten im Kirchenkampf der vorangehenden 12 Jahre ja auch etwas von der Verpflichtung zum Widerstand gegen den totalen Staat gelernt. Das Bild der Männer vom 20. Juli ließ unser Gewissen nicht los.

Mit militärischen Stellen hatte ich als Stadtdekan schon mehrfach verhandelt. Anfang März hatte ich das Stabsquartier, das sich damals noch unter der Liebichshöhe befand aufgesucht, konnte allerdings nur bis zu dem IA Major Otto vordringen. Ich erhob Einspruch gegen die Bestückung kirchlicher Gebäude mit artilleristischen Waffen und Maschinengewehren und machte dafür kulturelle Gesichtspunkte geltend. Die Abfuhr, die ich dabei von dem jungen, sich damals noch sehr schneidig gebärdenden Offizier erlebte, belehrte mich darüber, daß kulturelle Aspekte überhaupt keine Rolle mehr spielten. „Jeder strategisch brauchbare Punkt ist im Interesse der Verteidigung auszunützen“, lautete die barsche Antwort. Bei der Verhandlung mit untergeordneten Instanzen gelang es wenigstens, daß die in die Elisabethkirche eingelagerte Munition und Panzerfäuste wieder weggeräumt wurden.

Aber im April ging es um mehr, als ehrwürdige Kirchengebäude vor Beschuß oder Explosionsgefahr zu bewahren. Jetzt ging es um Rettung der eng eingeschlossenen und hart bedrohten Zivilbevölkerung. Die Russen waren inzwischen vom Süden her bis zur Gartenstraße und vom Westen her bis zum Striegauer Platz vorgedrungen. Es ging darum, ob das, was von Breslau und seinen Bewohnern noch übrig war, der endgültigen Vernichtung preisgegeben werden sollte, ohne daß damit für Deutschland, das kurz vor seiner Gesamtkapitulation stand, auch nur irgend etwas erreicht worden wäre.

Der Gedanke ließ mich Tag und Nacht nicht mehr los: die Kirche muß zu Niehoff gehen, ihm die Lage der verzweifelten Bevölkerung darlegen, und ihn, wenn möglich, zur sofortigen Übergabe bewegen. Pfarrer Hornig war der gleichen Überzeugung. Wir trugen unseren Plan dem Pfarrkonvent vor. Dort wurde beschlossen, wir sollten diese Aktion gemeinsam mit der katholischen Kirche machen.

Bei unserem Besuch auf der Dominsel wurden wir an Kanonikus Kramer gewiesen. Er saß auf einem Gartenstuhl mit einer Schiffermütze und verschmutztem Anzug, eine Schaufel in der Hand, ermüdet vom Schutt wegräumen und hörte uns verständnisvoll an. Er wollte die Sache mit Weihbischof Ferche und anderen Herren der katholischen Kirchenleitung beraten. Nach wenigen

Tagen wurden wir zu einer Besprechung mit den Herren vom Domkapitel geladen. Es war gelungen, eine Audienz mit Niehoff für den 4. Mai auszumachen. Das Auto des Kommandanten sollte je zwei Herren von der katholischen und der evangelischen Kirche zu einem Vortrag über die Lage der Zivilbevölkerung abholen und zum Bunker des Festungskommandanten in den ausgebauten Kellern der Universitätsbibliothek bringen. In unserer Vorbesprechung war sorgfältig erwogen worden, wer reden und was Niehoff gesagt werden sollte. Ehe wir uns aufmachten, hatte ich noch einen Abschiedsbrief an meine Familie geschrieben und Pfarrer Meyer-Fredrich zu treuen Händen übergeben. Keiner konnte ja wissen, wie dieser Besuch ausgehen würde.

Durch eine ganze Kette von Posten wurden wir in den unterirdischen Verhandlungsraum geführt: Weihbischof Ferche im vollen Ornat, Kanonikus Kramer, Pfarrer Hornig und ich. Von der anderen Seite waren erschienen: der General Niehoff, Oberst Tiesler und Major Otto. Die Partei war, Gott sei Dank, nicht vertreten. Nach der freundlich verlaufenden Vorstellung und den Begrüßungsworten, die Exzellenz Ferche sprach, gab Pfarrer Hornig einen ausführlichen und eindrucklichen Bericht über die verzweifelte Lage der Zivilbevölkerung, der korreferierend von uns anderen ergänzt wurde. Den ernsten Gesichtern der Offiziere war es anzusehen, daß nun auch bei ihnen nicht mehr der forcierte Schneid des Kampfes bis zur letzten Patrone beherrschend war. Sie hörten uns verständnisbereit an. Nach Beendigung des Berichtes fragte Niehoff: „Meine Herren, was soll also nun geschehen?“ Wir antworteten: „Übergabe.“ Hornig formulierte die wohlüberlegte entscheidende Frage an den Kommandanten: „Herr General, können Sie es unter diesen Umständen vor Ihrem ewigen Richter verantworten, die Verteidigung der Stadt fortzusetzen?“ Wir waren ja nicht darum gekommen, um Niehoff eine freundliche Warnung zu erteilen, sondern um angesichts des Lebens oder Todes unserer Stadt sein Gewissen vor die Instanz zu rücken, der gegenüber der Bann und die Bindung eines dämonischen Staates allein gebrochen werden konnte. Die Reaktion war zunächst eine quälende Minute des Schweigens. Dann antwortete der General. Er verurteilte unser Ansinnen nicht einfach. Er zitierte sogar das Wort der Bibel: „Suchet der Stadt Bestes“, wich aber unserer Forderung aus, indem er uns einen Ausbruchplan entwickelte. Ein Schlauch sollte gelegt werden, der es nach Durchbruch durch zwei Fronten ermöglichen sollte, nicht nur das Militär, sondern auch die Zivilbevölkerung in den Bereich der Schörnerarmee hinüberzuführen.

Heute wissen wir aus Niehoffs Buch, daß er damals an diesen phantastischen Plan selbst nicht mehr glaubte. Hornig fragte: „Und was wird aus den Kranken, Alten und Verwundeten?“ — Die könne man natürlich nicht mitnehmen. — Pfarrer Hornig: „Dann bleibt selbstverständlich die Kirche auch in Breslau.“ Es entbehrte nicht einiger Ironie, wie Hornig, der Artillerieleutnant

aus dem ersten Weltkrieg, dem General die Aussichtslosigkeit dieses Ausbruchs demonstrierte, der höchstwahrscheinlich in einem fürchterlichen Blutbad erfolglos enden würde. Nach etwa einer Stunde wurde die Verhandlung mit höflichen Worten des Dankes abgebrochen. Zu einem Resultat war es nicht gekommen. Wir waren aber wohlwollend angehört worden und wurden nun zum Dom zurückgefahren.

Um bis zur Elisabethkirche zurückzugelangen, brauchte ich eines widerwärtigen Tieffliegerangriffs wegen etwa 2 Stunden. Ich sprang von Keller zu Keller. Vor meinem Pfarrhaus wartete ein Ordonnanzoffizier Niehoffs in seinem Auto auf mich, er solle Hornig zu einem erneuten Vortrag zum General bringen. Ich wollte Hornigs Adresse nicht verraten, denn ich fürchtete, nun käme das Nachspiel, das uns wegen Sabotage des Verteidigungswillens drohe. Der Leutnant wies mit Entrüstung diese Vermutung ab. Hornig sollte nur vor den Kommandeuren der Festung wiederholen, was er am Vormittag bei unserer Audienz vorgetragen hatte. Unsere Vorsprache war also anscheinend doch nicht ganz wirkungslos verlaufen.

Hornig wurde am Nachmittag wieder zur Sandinsel gefahren und gab nun vor etwa 30 Kommandeuren noch einmal seinen Bericht über die Lage der Breslauer Zivilbevölkerung. Er spürte die Zustimmung der großen Mehrzahl und den Widerstand von vier SS-Kommandeuren. Am Abend des 4. Mai hatte Hanke von den Verhandlungen erfahren. Inzwischen war es auch wie ein Lauffeuer durch die Breslauer Bevölkerung gegangen, daß die Kirchen bei Niehoff waren. Die Festungszeitung vom 5. Mai redete unverhohlen von defaitistischen Elementen, die eine feige Übergabe Breslaus anstrebten und forderte erneut zum Widerstand bis zum letzten Mann auf.

Der Beschuß ging weiter und es verbreiteten sich Gerüchte, daß man in Zimpel weiße Tücher geflaggt habe und Pläne bei der Bevölkerung aufgekommen seien, eine Massenflucht in die russische Front zu riskieren, zumal die Propagandalautsprecher des Feindes laufend dazu aufforderten. Die verzweifelte Lage war zu ihrem Krisenpunkt gekommen. Inzwischen war aber Gauleiter Hanke mit einem Fieseler Storch geflohen. Am Morgen des 6. Mai wurden wir von neuem bedrängt, Niehoff aufzusuchen. Ich weiß nicht, von wem aus die Verbindung mit ihm aufgenommen wurde. Jedenfalls wurde uns sehr bald sein Bescheid kundgetan: „Meine Herren, die Sache ist in Ihrem Sinne entschieden.“ Den Sonntag über schwieg der Beschuß. Eine erfreuliche, aber zugleich bedrückende Stille trat ein. Die Übergabeverhandlungen mit den Russen hatten begonnen.

Am späteren Nachmittag gingen Hornig und ich noch einmal zu Weihbischof Ferche. Das durch die vorangegangenen Tage gefestigte Vertrauen zwischen

den Kirchenleitungen der beiden Konfessionen veranlaßte uns, im Hinblick auf das, was nun zu erwarten war, Pläne für wiederum gemeinsames Handeln zu erwägen. Am Schluß dieser Vorberatungen ereignete sich das, was ich als das schönste Zeichen der „schlesischen Toleranz“ empfand: wir wurden von Weihbischof Ferche und seinen engsten Mitarbeitern mit dem christlichen Bruderkuß verabschiedet.

B. Nach der Kapitulation

I. Unter russischer Militärgewalt

Bereits in der Nacht vom 6. zum 7. Mai vollzog sich der Einzug der Russen. Ihre Panzer und Autos rollten durch die Straßen Breslaus. Der Ring glich am Montag einem Heerlager. Die massenhaften Panjewagen mit kleinen Pferden bespannt, der Lärm der Lautsprecher, die Strauß'sche Walzerplatten spielten, Gejohle und Gekreis, die einmarschierenden Truppenmassen gaben der Stadt ein fürchterliches turbulentes Gepräge. Sie war zur Plünderung freigegeben, die sofort in schlimmster Weise einsetzte und mit ihren Bränden, Vergewaltigungen und vielfachen Morden wochenlang anhielt. Wir wußten, daß wir nach dem Entsetzen der Belagerung nichts Gutes zu erwarten hatten, aber was sich nun zutrug, überstieg doch bei weitem unsere bösesten Erwartungen. Vor allem im trunkenen Zustand waren die Russen unberechenbar. Ihre Zerstörungswut scheute keinen Aufwand. Erst wurden die Läden geplündert, die noch reichlich vorhandenen Lager an Materialien wurden auf die Straße oder auf Lastautos geworfen. Dann ging es truppweise in die Wohnungen und in die Keller. Die verängsteten Menschen flohen durch die Mauerdurchbrüche, die schon von der Bombengefahr her von Haus zu Haus geschlagen waren und suchten sich zu verstecken. In den Nächten vor allem vollzogen sich grauenhafte Vergewaltigungen oft in perversesten Formen. Mit brennenden Kerzen wurde in die Schränke hineingeleuchtet, alles herausgerissen, das nicht Mitgenommene zertrampelt und dann angezündet. Wer nicht sofort nachher beherzt zupackte, dessen Haus brannte. Unsere Feuerwehr wurde in Krietern festgehalten. Es gab kein Wasser zum Löschen. Durch Brandstiftung wurden am 11. Mai erst die Barbara- und dann die Maria Magdalena-Kirche am 17. Mai zerstört. Auch in der Elisabethkirche hatte ich benzingetränkte Lumpenbündel gefunden. Wir hatten dort aber bald eine freiwillige Brandwache versteckt und die eisernen Türen zum Turm hin verrammelt gehalten. Noch bis etwa 4 Wochen nach der Kapitulation zählte ich vom Turm aus, der merkwürdigerweise unbesetzt blieb, täglich 20—30 Großbrände in der Stadt.

Ich hielt mich während dieser klimatisch so schönen und schicksalsmäßig so grauenvollen Maitage viel auf dem Turm der Elisabethkirche auf. Ich las den

Propheten Jeremia, dessen Worte mir nie so eindrucksvoll aufgegangen waren, wie damals und suchte mit einem Fernglas zu erspähen, was unter mir vorging. Als Luftschutzwart der Elisabethkirche kannte ich jeden Schlupfwinkel im Keller und in den Dachgewölben. Schon im Juli 1944 hatte ich zusammen mit unserem dann beim Volkssturm gefallenen Hausmeister Teich ganze Bankreihen verrückt und bestimmte Zugänge zu den unterirdischen Heizungskanälen zugemauert. Dort, wie in den gotischen Gewölben unter den Laufbrettern, hatte ich vor Ende der Belagerung für meine Nachbarn versiegelte Pakete mit Uhren und Schmuck, Wäschekoffer, Fahrräder und Schreibmaschinen versteckt, auch Lebensmittel und den Röntgen- und Diathermieapparat meiner Schwester. Ich habe viel davon an die Eigentümer zurückgeben können. Erst während meiner Reise nach Treysa im August 1945 waren die Russen infolge Unvorsichtigkeit der Einlagerer hinter diese Geheimnisse gekommen und hatten dann die meisten dieser Verstecke ausgeräumt. Vorher war es gelungen auch bei generellen Durchsuchungen der Kirche, die Plünderungstrupps der Russen von den entscheidenden Stellen abzulenken. Das hatte darum seine Wichtigkeit, weil die in den Häusern ausgeplünderten dann immer noch eine Reserve hatten, und ihre eingelagerten Kleinodien später auf dem schwarzen Markt verkaufen konnten, um sich so vor dem Hunger zu retten.

Über den Verlust an evangelischen Kirchen in Breslau kann ich aus meiner Erinnerung folgendes berichten. Völlig oder fast völlig vernichtet oder ausgebrannt waren: St. Barbara, St. Bernhardin, St. Maria Magdalena, Christophori, Paulus und Königin Luise-Gedächtnis; schwer beschädigt teils durch Artilleriebeschuß, teils durch eigene Dach- und Turmsprengung des Festungskommandanten: Johannes, St. Salvator, Erlöser und St. Trinitatis. Verhältnismäßig unversehrt blieben: Elftausend Jungfrauen-Kirche, Gustav-Adolf-Gedächtnis und die reformierte Hofkirche. St. Elisabeth hielt dem Artilleriebeschuß mit seinen alten und dicken Backsteinmauern merkwürdig fest stand. Die Kirche hat wohl etwa 20 bis 30 Treffer erhalten. Ein sehr großes Mauerloch entstand ziemlich am Anfang in der Wand hinter der Orgel. Ein großes Stück der westlichen oberen Turmmauer wurde abgeschlagen, im südlichen Seitenschiff wurde ein Teil des Gewölbes herabgerissen. Eine Zehn-Zentnerbombe schlug durch das Dach, riß ein paar große Prospekt Pfeifen der Orgel und das friederizianische Wappen am Königschor herunter und blieb als Blindgänger vor der Kanzel liegen. Wäre diese Bombe, die dann sofort herausgeschafft wurde, explodiert, hätte das eine Totalzerstörung bedeutet. Dem Winddruck des Bombenangriffs von Ostern, der das dem Chor nächstliegende Gebäude auf der Oderstraße völlig zerriß, waren fast alle Fensterscheiben der Kirche zum Opfer gefallen und die Plastik des Mose lag wie eine Büßergestalt vor dem Altar. Auch die dicke eichene Sakristeitür war eingedrückt, während das Filigran des gotischen Sakramentshäuschens von Jodokus Tauchen keinen Schaden erlitten hatte. Die Elisabethkirche ist dann nach der Übernahme durch die Polen sehr schnell wiederhergestellt worden.

Der erste Gottesdienst nach der Kapitulation wurde in ihr bereits am Sonntag des 13. Mai gehalten. Ich habe mit meinem Hilfsküster Huld selbst die Glocken geläutet. Das elektrische Läutewerk war zerstört. Wir hatten in der letzten Zeit der Belagerung, auf offizielle Anweisung, nicht mehr läuten dürfen. Für viele Breslauer bedeutete es nach all dem Furchtbaren ein ermutigendes und tröstliches Ereignis, als sie die gewaltigen Glocken von St. Elisabeth wieder läuten hörten. Eine erst noch kleine Schar wagte sich wieder aus den Kellern und nahm an diesem Gottesdienst teil. Wir wußten ja noch nicht, wie sich die Russen dazu verhalten würden. Aber es erfolgte kein Einspruch und keine Störung. Nur einige russische Soldaten stellten sich dazu und hörten zu, ohne wahrscheinlich ein Wort verstanden zu haben.

Für unsere Gemeinden ergaben sich nun folgende vordringliche Aufgaben: 1. für den Neubeginn bzw. die Fortführung des gottesdienstlichen Lebens unter den veränderten Umständen Sorge zu tragen; 2. dem nun erst in seinem ganzen Ausmaß sichtbar werdenden Elend zu steuern, die Kranken, Alten, Verletzten in schnell dafür hergerichteten oder umgewandelten Räumen unterzubringen, und die unversorgten Kinder zu sammeln; und 3. zu tun, was in unseren Kräften lag, um gejagten und verfolgten Menschen zu Unterschlupfen zu verhelfen und weitere Gewalttaten verhindern zu suchen. Dazu brauchten wir, wenn das auch nur einigermaßen gelingen sollte, Schutz und Ausweise durch die neuen Machthaber, sowie auch eine erhebliche Erweiterung unseres bisherigen Helferkreises.

Mit der katholischen Kirche hatten wir uns bereits verabredet, sobald wie möglich gemeinsam den russischen Stadtkommandanten aufzusuchen. Dieser Plan konnte auch verhältnismäßig schnell verwirklicht werden. In der Nähe des Ritterplatzes, benachbart dem dortigen Ursulinenkloster, wurden wir in einen notdürftig dafür hergerichteten Raum von Oberstleutnant Lapunoff und einigen seiner Offiziere empfangen. Dieselben, die mit Niehoff verhandelt hatten, erschienen nun im Ornat bei dem russischen Kommandanten, auch der Caritasdirektor und noch ein paar Herren zu unserer Assistenz waren dabei. Dolmetscher waren von beiden Seiten mitgebracht worden. Diese Audienz vollzog sich im Stil einer feierlichen Zeremonie, bei der uns mit mehrfachem Aufstehen und Verbeugungen auch Lapunoffs, auf die wir entsprechend reagierten, das Wohlwollen und die Achtung der Russen bezeugt werden sollte. Wir trugen unser Anliegen vor und der Kommandant gab uns „im Namen Stalins und der sowjetischen Staaten“ die Auffassung, unsere Gottesdienste zu halten und sagte uns seinen Schutz zu. Bald darauf bekamen wir auch kleine ungestempelte Ausweise durch die Bezirkskommandanturen, die uns zwar nicht vor allen Plünderungen und Belästigungen der Soldateska schützten, aber doch eine gewisse Sicherheit boten und nun offiziell aktionsfähig machten. So gelang es z. B. bei meinem Bezirkskommandanten zu erreichen, daß die nicht uner-

heblichen Stapel von Drillichzeug, Monteuranzügen und auch Pelzen, die von einer deutschen Fliegerabteilung in der Elisabethkirche eingelagert worden waren, an „die arme Bevölkerung in Breslau“ verteilt werden durfte. Ich sagte im Hinblick auf die turbulenten Zustände zu meinen Freunden: „das Chaos hat Löcher“. Wir sind auch manchem mitleidigen Russen begegnet. So sah ich z. B., wie ein russischer Offizier einer weinenden alten Frau den ganzen Inhalt seines Portemonnaies in die Schürze schüttete. Aber es gelang wohl der russischen Führung nicht, die zunächst zum Plündern ermächtigte Soldateska bald wieder zur Råson zu bringen. Die Unsicherheit und die Überfälle, dann auch von versprengten marodierenden Elementen, gingen noch monatelang weiter. Die Bevölkerung suchte sich schließlich mit Selbsthilfe, vor allem Lärm, Schreien und Töpfe aneinanderschlagen der vielen Übergriffe zu erwehren. Als ich bald nach unserem ersten Besuch beim Kommandanten noch einmal vorsprach und ihn bat, gegen die entsetzlichen Vergewaltigungen und Schändungen der Frauen einzuschreiten, antwortete er mir: *Ssoldat is Ssoldat!* Aber können Sie mir Fälle nennen, wo Kindern ein Leid geschehen ist?“ Dann setzte er hinzu: „Ich aber kann Ihnen viele Fälle nennen, wo die SS in Rußland Kinder erschlagen hat.“

II. Unter polnischer Verwaltung

Die russische Militärmacht wurde nicht etwa schlagartig durch polnische Verwaltung abgelöst. Sie blieb für die Polen unliebsamerweise noch lange im Hintergrund bestehen. Aber zugleich mit der Einschleusung der polnischen Bevölkerung, ein Prozeß, der sich viele Monate hindurch vollzog, rückten polnische Behörden, Beamte, Sachbeauftragte und polnische Miliz ein. Der „schwarze Markt“ am Scheitniger Stern setzte ein, auf dem auch die deutsche Bevölkerung ihre letzten Habseligkeiten zu Schleuderpreisen verkaufte, um nicht zu verhungern. Klein- und Kleinstläden wurden massenhaft eröffnet. Zugleich begann der Verdrängungsprozeß der ständigen gewaltsamen Wohnungsbeschlagnahme, samt Mobiliar, die neues großes Elend über die Deutschen brachte. Dringend gesucht waren deutsche Facharbeiter und Spezialisten, die lebenswichtige Betriebe in Gang bringen sollten und trotz minimalster Bezahlung die einzigen Geldverdiener waren, während die anderen von der Substanz leben mußten und zu Aufräumungsarbeiten beordert bzw. zwangsweise auf der Straße „geschnappt“ wurden.

Der evangelischen Kirche wurde Professor Niemczyk als polnischer Verwaltungskommissar und Berater zugewiesen. Ein älterer müder Mann, der selbst viel Schweres durchgemacht hatte, der uns, wenn auch reserviert, wohlwollend gegenüberstand, aber Komplikationen und Schwierigkeiten aus dem Wege ging, schon darum wohl, weil seine Machtbefugnis sehr gering war. Wo er es ver-

mochte, hat er uns geholfen und wir sind ihm zu Dank verpflichtet. Aber seine Antwort auf unsere ihm vorgetragenen Fragen und notvollen Anliegen war oft: „Nu, man weiß nich, man wird abwarten müssen!“ Aber er hat auch unserer eigenen Initiative keine wesentlichen Widerstände entgegengesetzt. Als ein zweiter evangelischer polnischer Pfarrer war ein jüngerer Mann mit Namen Jadwischok in Breslau. Er hatte zu seinem Unterhalt zugleich einen kleinen Käseladen aufgemacht und trat wenig in Erscheinung. Energischer setzte sich für uns der erst später über die Neiße zu uns gestoßene rotbärtige und sanguinische polnische Pfarrer Krenz ein, der unverkennbar Sympathien für uns hatte und uns vor allem als Dolmetscher und Unterhändler mit den polnischen Behörden und mit der Miliz bestmögliche Dienste geleistet hat.

Breslau bekam einen Stadtpräsidenten und Vizepräsidenten, denen wir unseren Besuch im Landgericht am Stadtgraben abstatteten. Der Vizepräsident Podgorsky, seiner Partei nach wohl Nationalpole, gehörte der Augsburger Konfession an. Ich bat ihn kraft dieser Eigenschaft um seine Schirmherrschaft, und er hat uns, vor allem in unseren Wohnungsnöten, mehrfach freundlich geholfen. Als die polnische Miliz eins unserer Altersheime — es handelte sich meiner Erinnerung nach um das von Bethanien betreute Heim „Elim“ — gewaltsam räumte und „filzte“, wandte ich mich Hilfe flehend an ihn. Er ließ seine dichtbesetzte Sprechstunde im Landgericht warten, setzte sich mit mir in sein Auto und schaffte den auf ihren Köfferchen weinend auf der Straße Sitzenden ihr Recht. Das werde ich ihm nie vergessen! Später wurde er zurückhaltender, weil ihm wohl eine zu große Deutschenfreundlichkeit zum Vorwurf gemacht worden war.

Während Bethanien russisch geleitetes Lazarett und Krankenhaus war und blieb, kam das Lehmgrubener Diakonissenmutterhaus unter polnische Regie. Die dort leitende polnische Ärztin, eine gebildete und kluge Frau, ist uns gleichfalls sehr wohlwollend gegenübergetreten. Ein anderer äußerst kultivierter evangelischer Pole sagte mir einmal, er schäme sich für seine Nation, wie sich die Miliz bei uns benähme. Er hatte wohl ähnliche Gefühle, wie wir sie früher dem Auftreten unserer SA gegenüber hegten. Ich erwähne diese Beispiele, weil uns sonst — nach allem Vorangegangenen allerdings begrifflicherweise — viel Haß und schneidende Ablehnung begegnete. Im Grunde war die deutsche Bevölkerung weitgehend recht- und mittellos der Gewalt und Willkür ausgesetzt. Dieser Zustand besserte sich erst sehr allmählich.

Wir wußten alle nicht, was aus Breslau werden würde. Nachrichten drangen nur sehr sporadisch zu uns, während der Druck und die Angst den wildesten Gerüchten abwechselnd im pessimistischen und optimistischen Sinne reichlichen Nährboden gaben. Wir taten, was im Interesse der Reorganisation der Breslauer- und der Schlesischen Kirche möglich war. Zunächst war ja eine große

Rückwanderungswelle von Deutschen gekommen, die die Katastrophenzeit im Gebirge überstanden hatten oder auch über die Neiße wieder zu uns gelangten. In diesem Zuge traf auch eine ganze Anzahl von Pfarrern wieder ein, die zu ihren Gemeinden wollten. Nach Breslau kamen unter anderen Dr. Berger, Lic. Dr. Bunzel und Büchner zurück. Oberstudienrat Bruno und der Leiter der evangelischen „Gemeinschaft“ Naujokat predigten mit. Unser Pfarrkonvent erweiterte sich, es konnten wieder neue Predigtstellen auch in den Außenbezirken eingerichtet werden, teilweise in Privatwohnungen wie z. B. in Wilhelmsruh. Beste Unterstützung dabei fanden wir auch von unseren Diakonen Scholz und Hosse sowie von Laien- und Lesepredigern. In der Woche fanden Bibelstunden und Gebetsgottesdienste statt. Die kirchlichen Veranstaltungen waren ja die einzigen Gelegenheiten, bei denen die Deutschen zusammenkommen konnten. Wir sammelten die Konfirmanden, ja es wurde sogar Schulunterricht im Lesen und Schreiben erteilt, allerdings an biblischen Texten, denn es war nur Religionsunterricht erlaubt.

Unser freiwilliger Mitarbeiterkreis war eine Schar von mindestens 180 Personen, die Diakone und Diakonissen eingerechnet. Es war nicht leicht die, die alles verloren hatten, notdürftig zu versorgen. Auch die Kirche lebte damals vom „schwarzen Markt“. Viele Breslauer, die wieder auszogen, vermachten uns vorher gerettetes Silber, Kleider, Teppiche, Möbel und anderes, was sie nicht mitnehmen konnten und das wir dann verkauften, um irgendwelche Mittel für unsere Helfer und unsere improvisierten Heime zu haben. Wir richteten Kindergärten und Horte ein, bei deren Betreuung uns vor allem Diakonissen, aber auch die Jugend half und sammelten die Waisenkinder (Eva Bunzel). Die restlichen Frauenhilfen unter der tatkräftigen Führung von Frau Pastor Eitner nahmen sich der Kranken, Verlassenen und Alten an. Es wurden Suppenküchen und Nähstuben eingerichtet. Man fuhr, möglichst unter dem Schutz einer Diakonisse, mit Handwagen 5, 10, ja bis 30 km aufs Land und öffnete da verlassene Kartoffelmieten, um Nahrung für unsere Heime und Küchen zu beschaffen. Es war eine Gemeinschaft gegenseitigen Helfens und Fürsorgens da, die einen wie ein Wunder neu erweckter Christlichkeit umgab. Als bekannt wurde, daß weit vor den Toren in Tschansch ein Zug mit hungernden deutschen Gefangenen auf totem Geleis stehe, machte sich Frau Eitner mit ihren Frauen auf und zog allen Behinderungen zum Trotz mit einem ganzen Trupp von Handwagen hin, um für diese Soldaten zu sorgen. Den Mut solcher Unternehmungen kann nur der verstehen, der weiß, welchen ständigen Gefahren der Ausplünderung und Belästigung man dabei ausgesetzt war. Merkwürdig, wie die Größe der Not, neben Verzweiflung und Kriminalität, die sich gleichfalls in der Bevölkerung breit machten, die stärksten Kräfte der Liebe und des Einsatzes unter den Christen auszulösen vermochte.

Pfarrer Hornig hatte inzwischen die Führung der gesamtschlesischen Kirche übernommen. Es wurde eine regelrechte Kirchenleitung mit verschiedenen Res-

sorts gebildet, ja sogar ein kirchliches Amtsblatt vervielfältigt. Diese Kirchenleitung war in das alte Gebäude des Konsistoriums am Palaisplatz eingezogen. Nun galt es für sie, zunächst die abgerissenen Verbindungen zur Provinz wiederherzustellen. Bei diesen gefährlichen Wegen hat vor allem der im Talar tausende von Kilometern hin und her radelnde Kirchenrat Lic. Dr. Bunzel Großes geleistet.

Das Stadtdekanat wurde auch wieder an seinen alten Platz verlegt, in das ehemalige Schafgotschpalais auf der Tauentzienstraße, das ja zugleich Gemeindehaus von St. Maria Magdalena gewesen war. Die nicht unbeträchtlichen Bauschäden wurden notdürftig ausgebessert. Es entstand ein regelrechtes Büro mit Schreibkräften. Da es für uns kein Telefon gab, hatte ich einen ständigen Boten als Adjutanten neben mir, den fünfzehnjährigen Jürgen Jaeger, der die nötigen Gänge für uns machte und aufpaßte, ob mir auch nichts passierte.

Man darf sich ja den Sommer 45 und den Winter zu 46 nach Überwindung der größten Schrecken noch keineswegs etwa als normalisiert vorstellen. Dazu war viel zu viel zerstört. Man bedenke: das ständige Zu- und Abwandern von polnischer und deutscher Bevölkerung, so gut wie keine Verkehrsmittel, keine Lebensmittelkarten, keine für uns verfügbare gültige Währung, Hunger, Ruhr, Typhus, kaum noch Medikamente, keinerlei Sicherheit auf den Straßen, aber auch nicht in den Wohnungen! Die deutschen Passanten mußten gewärtig sein, zusammengetrieben und auf Lastwagen oft für Tage und Wochen zu irgendwelchen Aufräumarbeiten verschleppt zu werden. Oder es donnerte an die Tür und es galt, unter fürchterlicher Beschimpfung der Hitlerschweine die Wohnung in einer Stunde freizugeben und fast alles dazulassen. Unter größten Lügen und Beschuldigungen wurden Erpressungen geübt. Kriminelle Elemente, aber auch noch marodierende Miliz schlugen die verängstigten Menschen mit Gummiknüppeln, stellten sie an die Wand und drohten sie zu erschießen, beschlagnahmten ihr Eigentum und verdrückten sich wieder im Dunkel. Beschwerden bei den Behörden waren fast immer erfolglos. Vor allem an der Peripherie der Stadt hielten sich in den Kellern ganze Räuberbanden auf.

Die meisten Friedhöfe waren erst noch vermint, aber auf dem Magdalenenfriedhof und in Oswitz begannen wir bald wieder zu beerdigen. Meist wurden in ausgehobenen Gräbern ganze Reihen von Bestattungen vorgenommen: die Leichen in alten Kisten, Schränken und Papier gehüllt. Särge, wenn sie überhaupt noch oder schon wieder vorhanden waren, waren unerschwinglich. Bei diesen Wegen hinaus auf die Friedhöfe schlossen sich die Leidtragenden zu möglichst großen Gruppen zusammen, weil fast regelmäßig mit Überfällen zu rechnen war. Auch dann ist es oft genug passiert, daß sie von einer ganzen Bande umzingelt wurden und ihnen ihre Mäntel, Handtaschen oder sonstige Habseligkeiten geraubt wurden.

So sah das Breslauer Milieu aus, in dem damals kirchlich gearbeitet werden mußte. Als „Mieski Dziekan“ (Stadtdekan) hatte ich zwar einen privilegierten Ausweis, sogar eine gelbe Radfahrkarte, fand auch da und dort Einlaß bei den Behörden, war aber der ständigen Gefährdung nicht minder ausgesetzt als alle anderen. Aber man lernte ja auch bald die Vorsichtsmaßregeln, Chancen und Tricks auszunutzen, deren man sich in solchen Zeiten bedienen mußte: auch „dieses Chaos hatte Löcher“, oder besser und christlicher gesagt: Gott hat uns seinen Schutz auch damals nicht versagt und uns oft unerwartete Hilfe zuteil werden lassen.

Ich betrachte es heute noch wie eine Art Speisungswunder der 5000 Mann, daß uns, die wir selbst ja mit fast leeren Händen dastanden, in unseren Heimen und Häusern, in denen wir die Alten und Kranken gesammelt haben, niemand verhungert ist. So ein Heim mit 100 oder mehr Betten zu improvisieren ist schon keine leichte Sache, aber es durchzuhalten, ohne Mittel zu haben, erschien oft aussichtslos! Ich habe mitunter Nächte vor Angst schwitzend und betend verbracht, weil ich nicht wußte, wie es ernährungsmäßig weitergehen sollte. Und dann sahen einen die vergrämten Gesichter so erwartungsvoll an. Aber wenn die Not am größten war, dann machten wir plötzlich wieder eine Erbschaft, oder es entdeckte jemand unter Trümmern ein Lebensmittellager, oder es schickte uns jemand versteckte Konserven wie die ehemalige Delikateßfirma Schönfelder. Erst Mitte August erhielten wir durch Vermittlung Niemczyks vom Fürsorgeamt Lebensmittel für unsere Altersheime.

Besonders bedrückend war die Sterblichkeit der Klein- und Kleinstkinder*). Es gab ja keine Milch, da das Vieh abgeschlachtet oder weggetrieben war. Die unhygienischen Verhältnisse in den Trümmer-Wohnungen mit ihrem Mangel an Wasser, Seife und sonstigen Reinigungsmitteln trugen mit dazu bei, eine schlimme Art von Ruhr gerade unter den Kindern auszubreiten. Aber deutsche Ärzte und Ärztinnen — der Name von Frau Dr. Schaedrich ist mir besonders rühmlich in Erinnerung — hielten unbezahlte Sprechstunden für deutsche Mütter und verteilten ihre letzten Medikamente. Sie setzten sich mit den Pfarrern in Verbindung, und nun wurden in den Hungerkollektorkorb bei den Gottesdiensten neben Brot, Mehl und Kartoffeln, Tee und Grießstütchen für die erkrankten Kinder gesammelt, die den Ärzten zur Verteilung gebracht wurden.

Jede der Gemeinden versuchte ihr Bestes zu tun. Aber im Grunde waren wir in Breslau zu *einer* großen Gemeinde zusammengewachsen, in der bei aller Schwere der gemeinsamen und der einzelnen Schicksale Pfarrer und Laien beglückend zusammenarbeiteten. Auch die wechselseitige Aushilfe zwischen den

*) Lic. Dr. Bunzel berichtet, er habe bis zu 17 Kinder und 60 bis 100 Erwachsene als in einer Woche in seiner Gemeinde gestorben, abkündigen müssen. Von Fräulein Grabert, die mit Herrn Pfarrer Eitner als bewährte Gemeindehelferin arbeitete, werden nicht viel weniger hohe Zahlen für die Erlösergemeinde genannt.

Konfessionen war ein Zeichen neu erwachter aktiver Christlichkeit. Die gemeinsame Not hatte uns in unvoreingenommener Bereitschaft und Liebe zueinandergeführt.

Das Elisabethpfarrhaus, Herrenstraße 21, mit seiner Schwesternstation, seinem Altersheim und Lazarett, seinem Kindergarten, seinem Gemeindesaal als Massenquartier und seinem Hof war wie ein Bienenhaus. Hier wurden, wie natürlich auch anderwärts, Auskünfte an die Zurückwandernden erteilt, Sprechstunden abgehalten, Notquartiere vermittelt und auch kurzfristige Unterkünfte gegeben. Aber es mußten auch Streitigkeiten geschlichtet und Übergriffen gewehrt werden. Als mir z. B. das Parkett im Gemeindesaal abmontiert wurde, um im Hof damit ein Feuer zum Kartoffelkochen zu machen, mußte ich energisch Einhalt gebieten. Die vorhandenen Wohnräume für unsere Mitarbeiter mußten mit autoritativer Strenge eingeteilt werden. Es ging nicht alles nur glatt, denn es gab Komplikationen genug. Als Stadtdekan war man zugleich so etwas wie ein Gemeindegelbes, der in primitivster Weise Recht sprechen und dann dafür zugleich Sorge tragen mußte, daß die Entscheidungen befolgt wurden. Ein vielfach sich wiederholender Fall: Wir hatten in eine verlassene Wohnung jemand eingewiesen. Nun kehrte der Eigentümer zurück. Wem sollten die Möbel gehören? Es wurde kategorisch die Teilung auf halb und halb angeordnet. Sehr energisch mußte auch bei Diebstählen durchgegriffen werden, zu denen der Hunger und das Elend verleiten konnten. Wir haben ja nicht nur „Engel“ bei uns beherbergt. Pfarrer Fränkel entwickelte dabei ungeheure detektivische Fähigkeiten. Aber der gemeinsame Wille, untereinander auszukommen und einander zu tragen, war doch die beherrschende Einstellung.

III. Die Reise nach Berlin und Treysa

Mit das Bedrückendste war, daß wir vom übrigen Deutschland abgeschnitten waren. Es gab ja keine Post. Von den über die Neisse unter großen Gefahren vereinzelt Zurückkehrenden drangen nur sporadische Nachrichten durch. Lebten unsere Angehörigen noch? Wo und wie mochten sie untergekommen sein? Wer Verabredungsadressen ausgemacht hatte, gab immer wieder den Auswandernden Briefe mit, aber es gab keine Antwort. Erst am 30. Juli bekam ich durch Pfarrer Büchner die beglückende Nachricht, daß meine Familie, die am 21. Januar Breslau verlassen hatte, in Hittfeld bei Hamburg untergekommen sei. Aber ich wußte nicht, ob sie von mir wußte, daß ich noch lebe.

Auch kirchlicherseits wurde es immer dringender, nach draußen endlich Führung zu gewinnen. Wir konnten ja nicht auf die Dauer ohne Führung mit der evangelischen Kirche in Deutschland bleiben, zumal wir in Erfahrung brachten, daß die polnische evangelische Kirche beabsichtigte, uns ihrem Konsistorium in Warschau zu unterstellen. Es mußte dringend Kontakt mit Generalsuper-

intendent D. Dibelius aufgenommen werden. So wurde ich zusammen mit Kirchenrat Ingenieur Milde beordert, nach Berlin zu fahren, um ihm einen Brief von Praeses Hornig zu überbringen (Anlage 4), ihn über Schlesien zu unterrichten, die dringenden Fragen mit ihm zu besprechen und andererseits nach meiner Rückkehr Auskünfte zu geben, was für Schlesien und die schlesische Kirche zu erwarten sei und wie wir uns verhalten sollten. Zugleich wollten wir versuchen, amerikanische oder englische Stellen um Hilfe für Schlesien zu bitten und auch Post nach draußen und von draußen zu uns zu vermitteln.

Der Hauptbahnhof war noch nicht in Betrieb. Aber wir hatten in Erfahrung gebracht, daß von dem dahinter liegenden Güterbahnhof gelegentlich schon Züge gehen sollten, die auf den Geleisen der Umgebungsbahn nordwärts geleitet würden. Versehen mit Ausweisen der Kirchenleitung in deutscher, russischer und englischer Sprache, machten wir uns am 15. August noch früh bei Dunkelheit auf den Weg: Milde, Schwester Margarete Müller (zu unserer Betreuung und aufgrund ihrer Schwestertracht zu unserem Schutz) und ich, stiegen über die Geleise und unter Güterwagen durch und machten ausfindig, daß im Laufe des Vormittags ein Zug Richtung Sagan abfahren würde. Wir nahmen, da er fast leer war, in der Polsterklasse Platz, wurden aber nach kurzer Zeit von den Russen daraus verjagt und kamen in einem anderen Waggon unter. Nach vielen Aufhalten kam der Zug gegen Abend in Sagan an, wo wir bei einer Arbeiterfamilie für die Nacht freundlich aufgenommen wurden. Am nächsten Morgen gelang es uns, versteckt unter einer Bremserkabine auf einem Brett neben den Puffern sitzend in einem russischen Militärzug von den Polen unangefochten über die Neiße-Grenze bis Kottbus zu kommen und dann mit regelrechter Fahrkarte bis Berlin.

Wir fanden in Berlin bereitwillig Unterkunft in der Diakonissenanstalt Bethanien, deren Leiter Herr Pfarrer Langer war, der früher die Breslauer Stadtmission in der Holteistraße betreut hatte und mich kannte. Unser erster Besuch galt D. Dibelius, dem wir unseren Auftrag unterbreiteten und mit dem wir unsere schlesische Lage besprachen. Die Herren des Görlitzer Konsistoriums hatten sich, noch ehe die Russen kamen, nach dem Westen abgesetzt. Um den Kontakt der Unionskirche zu Schlesien herzustellen, versprach uns Dibelius, einen Pfarrer für den Kirchendienst Ost einzusetzen, das Amt, das dann Pastor Kammel bis zu seinem Tode versehen hat. Es wurden uns auch Stellen der amerikanischen und englischen Besatzungsmacht genannt, bei denen wir unsere Not in Schlesien vortragen und um Hilfe baten. Man hörte uns da zwar freundlich an, aber es kam bei der ja noch ungeklärten politischen Lage zu keinerlei Effekten und Erfolgen. Aber, was uns besonders wichtig war, wir erfuhren von Dibelius, daß Ende August in Treysa (Hessen) unter Bischof Wurm eine Kirchenführerkonferenz für die gesamte deutsche Kirche statt-

finden würde, bei der auch die Ökumene vertreten sein sollte. Dibelius und Superintendent Albertz würden in einem englischen Militärauto dahingebbracht werden, in dem wir leider nicht auch noch mitgenommen werden konnten. Aber uns war sofort klar, daß wir alles versuchen müßten, nach Treysa zu kommen, um dort über Schlesien berichten und um Hilfe bitten zu können.

Der Weg durch den eisernen Vorhang nach dem Westen galt als gefährlich — Pfarrer Loheyde von der Johanneskirche war bei einem Grenzgang erschossen worden —, ja als aussichtslos. Aber es gelang mir mit viel Mühe, einen englischen Erlaubnisschein, ja sogar einen russischen Ausweis zu beschaffen, und so fuhren Milde und ich auf dem Dach eines völlig überfüllten Zuges liegend bei Regen über Bitterfeld Richtung Westen ab. Bald nach Berlin stiegen Russen auf die Dächer und raubten von Waggon zu Waggon springend unter Bedrohung mit der Pistole die Mitfahrenden aus. Da ich außer meinem Talar, meiner Bibel und einem Stoß Briefen kaum etwas mithatte, konnten sie mir nur ein Tabakpäckchen und mein Rasiermesser wegnehmen.

Die Fahrt ging über Halle, Sangerhausen. Unser erster Versuch, bei Ahrenshausen über die Zonengrenze zu kommen, mißlang. Mit oder ohne Ausweis, es war totale Sperre für ungewisse Zeit. Hunderte von Menschen lagerten vor der Barriere und warteten. Wir aber hatten keine Zeit mehr zu verlieren. Wir gingen zurück nach Heiligenstadt und ließen uns von Fachleuten beraten, wo und wie man am besten schwarz über die Grenze käme. Der vorsichtig inszenierte Übergang gelang dann bei Bad Sooden a. d. Werra. Wir suchten das Pfarrhaus auf. Dort bot sich uns ein beglückendes Bild des Sonntagfriedens. Man saß bei herrlichem Wetter im Garten, trank Kaffee und aß Apfelkuchen. Wir bekamen sofort ein warmes Bad bereitet, ein Labsal ersten Ranges, das wir seit vielen Monaten entbehrt hatten. Wir waren ja auch arg verschmutzt von unserer Dächerfahrt her. Und dann setzten wir uns zu der gastlichen Pfarrfamilie und erzählten vom Osten. In Kassel gab es nochmals einen unliebsamen Aufenthalt, aber dann gelang es uns, noch am Abend vor dem Beginn der bedeutungsvollen Konferenz in Treysa einzutreffen.

Karl Barth und Pfarrer Niemöller waren mit die Ersten, denen wir begegneten. Sie schüttelten uns die Hände und beglückwünschten uns zu der gelungenen Fahrt. Landesbischof Wurm akzeptierte uns als die offiziellen Vertreter der schlesischen Kirche. Präsident D. Horsemann und OKR. Schwarz mußten daher zurücktreten. Am zweiten oder dritten Tage konnte ich in einem konzentrierten Referat vor dem Plenum über die verzweifelte Lage Schlesiens reden. Vater Bodelschwingh schlug als vordringlichste Maßnahme vor, ein Flugzeug mit Medikamenten nach Breslau zu schicken. Vertreter der ausländischen Ökumene versprachen uns ihren baldigen Besuch. Man sah im Westen noch gar nicht, welche Schwierigkeiten solchen Aktionen im Osten gegenüberstanden. Als Einzigem war es dann 1946 Steward Hermann gelungen, unserer Breslauer Kirche

einen kurzen Besuch abzustatten. Aber wir konnten doch auch in vielen Einzelgesprächen Kontakte aufnehmen, unsere Situation darlegen, uns beraten und allseitig orientieren lassen. Das Bewußtsein, der gegründeten „Evangelischen Kirche in Deutschland“ zugerechnet zu werden und ihrer Verantwortung zu unterstehen, wie auch die Hilfe der Ökumene angeboten zu bekommen, bedeutete nach dem halben Jahr schrecklicher Bedrängnis für uns eine große Stärkung. Gleichzeitig konnten wir als Vertreter der schlesischen Kirche aktiven Anteil an dem Neuaufbau der evangelischen Kirche in Deutschland und bei der Schaffung des Hilfswerkes unter Eugen Gerstenmaier mit der Organisation der Hilfskomitees nehmen.

Im Anschluß an Treysa fuhr ich in einem richtigen D-Zug über Bremen nach Buchholz, wo ich in beglückendem Wiedersehen meine Familie fand, bei der ich mich eine Woche lang aufhielt.

Dann begleitete mich meine Frau bis Hannover. Ich schickte sie mit einem Brief nach Göttingen zu OKR. Schwarz. Dort sollte eine Zusammenkunft schlesischer Pfarrer stattfinden. Ich bat dringend um Rückkehr der Pfarrer in ihre Heimat, da die geistliche Versorgung der schlesischen Gemeinden unzureichend war. OKR. Schwarz nahm diese Aufforderung freundlich auf. Aber sie zeitigte wenig Erfolg, da man im Westen wohl schon mit der Ausweisung der Deutschen aus Schlesien rechnete und die Polen keine Deutschen mehr zurücklassen wollten.

In Berlin traf ich mich wieder mit Ingenieur Milde. Die Rückreise vollzog sich mit einer geradezu phantastischen Abenteuerlichkeit, deren Einzelheiten zu erzählen, hier zu weit führen würde. In einem russischen Lastkraftwagen versuchten wir bei Forst über die Neiße-Grenze zu kommen. Wir wurden geschnappt, fürchterlich beschimpft und mit sofortiger Gefangenschaft bedroht, wenn wir unseren Versuch wiederholen würden. Milde wurde sein Geld abgenommen, mir mein ganzer Rucksack voll Post für Schlesien. Aber über die Grenze mußten wir auf alle Fälle. Wir gingen zu Fuß die Neiße aufwärts. Und das Wunder geschah. Auf einer kleinen Hängebrücke wurden wir in der Dämmerung von einem deutschfreundlichen Posten, dem ich meinen letzten Tabak angeboten hatte, über den Fluß geleitet. Wir versteckten uns in einer verlassenen Baracke der Organisation Todt und gelangten auf Schleichwegen zur Autobahn, wo uns ein Russenauto bis zur Schweidnitzerstraße nach Breslau brachte.

Für den nächsten Sonntag Nachmittag setzten wir einen Gottesdienst für alle Breslauer in der Elisabethkirche an, in dessen Anschluß ich Bericht erstatten sollte. Ich habe die Elisabethkirche nie so voll gesehen. Man stand Kopf an Kopf bis zu den Türen hinaus. Etwa 5000 Menschen hörten sich die Nachrichten an, die ich aus Berlin und aus dem Westen vorzutragen hatte. Unsere Aussichten auf Rettung der deutschen evangelischen Kirche in Schlesien waren nicht gestiegen. Aber ich konnte berichten, wie es in Deutschland aussah, und

daß man unser Schicksal im Westen kannte und, wie auch die politischen Entscheidungen ausfallen würden, in der neu gegründeten Evangelischen Kirche in Deutschland uns nach Kräften zu helfen bereit sein würde.

IV. *Das schmerzliche Ende*

Nach dem Hoffnungsstrahl von Treysa lag bald wieder das Dunkel der entsetzlichen Ungewißheit über uns. Irgend eine effektive Hilfeleistung war anscheinend nicht möglich. Zwar kamen immer wieder vereinzelt mutige Pfarrer nach Schlesien über die Neiße zurück, die nach ihren Gemeinden sehen wollten und mit ihnen auch Nachrichten aus Deutschland. Andererseits füllte sich unsere Heimat mehr und mehr mit Polen. Die gewaltsame Beschlagnahme der Wohnungen lag wie ein Alp auf der Bevölkerung. Viele, die nichts mehr zu verkaufen hatten, drängten heraus. Man versuchte, teilweise mit Bestechung, Platz in bevorzugten Evakuierungszügen zu finden. Zwangsarbeit mit kümmerlicher Brotzuteilung hielt wiederum viele fest. Die Trümmer wurden nach Heizmaterial durchstöbert. Der beginnende Winter machte alles noch trostloser. Andererseits belebte sich der „schwarze Markt“ mehr und mehr. Es gab Brot, Butter, Wurst, ja Bohnenkaffee zu kaufen, wenn man seinerseits noch etwas zu verkaufen hatte. Wir konnten unseren nun auf 20 angestiegenen Pfarrern in Breslau ein Monatsgehalt von je 350 Sloti geben, die eine Kaufkraft von 1 Kilo Butter hatten. Das übrige mußte sich jeder über den „schwarzen Markt“ beschaffen.

Aber die kirchliche Arbeit, nun auch in der Provinz, wurde planmäßig, wenn auch sehr mühselig, weiter ausgebaut. Da die Pfarrer nicht ausreichten, wuchs die Laienkirche. Kirchenälteste oder auch Diakonissen verrichteten die Amtshandlungen, hielten Lesepredigten und Unterricht. Am 1. Advent mußten wir aus der fensterlosen Elisabethkirche ausziehen und von da ab im von freiwilligen Kräften hergestellten Gemeindesaal Gottesdienst halten. Tischlermeister Wollny hatte uns ein Trümmerkreuz zusammengesammelt. Es war das Symbol unserer Situation und unserer Hoffnung. Der Andrang bei den Gottesdiensten, die hier abwechselnd von Meyer-Fredrich und mir gehalten wurden, blieb und steigerte sich noch. Wir wußten, daß wir auf Gedeih und Verderb zusammengehörten. Verkündigung und Gebet waren unser einziger Kraftquell. Die regelmäßigen Breslauer Pfarrkonvente, bei denen eine ganze Reihe unserer kirchlichen Mitarbeiter teilnahm, war der Ort, wo wir unsere Lage, unsere Sorgen und unsere Aufgaben miteinander besprachen. Da es nach Eintritt der Dunkelheit verboten und der Unsicherheit wegen auch nicht geraten war, sich auf der Straße sehen zu lassen, saß ich die Winterabende bis in die Nacht hinein hinter fest verrammelten Türen über der Fertigstellung meines Buches „Schicksal und Gott“. Der existentielle Hintergrund für dieses Thema war ja wahrhaftig gegeben.

Mit Bedrückung sahen wir der Weihnachtszeit entgegen. Jetzt würden die vielen Wunden der gequälten und von ihren Familien getrennten Menschen besonders schmerzen. Nun mußte sich bewähren, ob die frohe Botschaft von der Geburt Christi stärker sein würde, als das tausendfache Leid. Ich hatte ein „Grußwort der Kirchenleitung an die Gemeinden zum Weihnachtsfest“ zu konzipieren, das in allen Gottesdiensten zur Verlesung kam (4. Anlage). Es spiegelt mit seinem herben Text wider, wie damals gepredigt wurde. Dieses Weihnachten in der Armut und menschlichen Hoffnungslosigkeit, bei dem wir uns ganz allein auf das Evangelium geworfen sahen, hat sich uns als besonders stark und tröstlich eingepägt. Der Jugendchor sang den Kanon: „Dona nobis pacem“ und verlieh damit der Bitte, die uns am heftigsten bewegte, Ausdruck.

Schwer traf uns die Beschlagnahme wichtiger kirchlicher Gebäude. In das Stadtdekanat (Schafgotschpalais) zog die polnische Arbeiterpartei ein (Polska partia wolotniza). Binnen weniger Stunden mußten wir räumen. Ganz wenige Utensilien durften wir nur mitnehmen. Alle Einspruchsversuche halfen nichts. Milizposten mit Maschinenpistolen und Gewehren besetzten die Eingänge. Ähnlich ging es im Frühjahr mit dem Elisabethpfarrhaus und Gemeindesaal Herrenstraße 21. Ein halb zertrümmertes Gebäude in der Forckenbeckstraße wurde uns als Ersatz gegeben. Das Elisabethpfarrhaus war, wie bereits geschildert, eins der wichtigsten Zentren unseres kirchlichen Lebens. Mit einem Handwagen mußten die Alten und Kranken durch den Hof gefahren werden, um auf Lastkraftwagen verladen zu werden, die auf der Straße warteten. Unter ihren Decken versteckt suchten wir noch einige ihrer Habseligkeiten und wichtigen Dinge für ihre Pflege hinauszuretten, indem wir mit Schwung an dem Räumungskommando vorbeifuhren. Das merkten die Posten natürlich bald. Die Wagen wurden aufgehalten und beraubt. Wir mußten um die notwendigsten Stücke kämpfen. Die Menge der mithelfenden Arbeitskräfte wurde vertrieben. Die letzten Wagen wurden von Frau Oberin von Heydebrand und mir herausgefahren. Ich an der Deichsel, sie hinten schiebend. Kraft unserer Ausweise vermochten wir noch die meiste Autorität der Miliz gegenüber aufzubringen. Welches Maß an Neuorganisation und Erschwerung unserer Arbeit diese gewaltsamen Umzüge mit sich brachten, braucht nicht geschildert zu werden.

Wie ein Wunder erschien es uns, daß man uns die Elisabethkirche bisher noch belassen hatte. Hier hatte uns Professor Niemczyk dadurch geholfen, daß er sie zugleich als Kirche für die polnisch evangelische Gemeinde benutzte, ohne uns bei unseren Gottesdiensten zu behindern. Diese Gemeinde war zwar nur ein ganz kleines Häuflein, aber schaffte uns zunächst noch Sicherheit gegen die Beschlagnahme. Wir versuchten unsererseits das Verhältnis zu den evangelischen Polen so verträglich wie nur möglich zu gestalten.

Während bis Ende Januar wochenlang keine Transporte über die Grenze nach Deutschland gingen, setzten im Februar die Züge wieder ein und im März

begann dann die planmäßige Zwangsevakuierung. Nun wurde uns, die wir ja bisher nur auf Gerüchte angewiesen waren und immer noch auf ein Verbleiben hofften, klar, daß unsere Gesamtvertreibung aus Schlesien beschlossene Sache war. Täglich gingen nun die Handwagenkolonnen vom Durchgangslager auf der Feldstraße in einem langen Elendszug, eskortiert durch Miliz zum Freiburger Bahnhof. Es hatte sich sehr bald als Sitte herausgestellt, daß, wer in der nächsten Woche evakuiert wurde, am Sonntag zur Abendmahlsfeier zu uns kam. So wurden diese Stunden zugleich die Abschiedsfeiern für die Ausziehenden. Hier spürte man ganz besonders die Verbundenheit der Heimatkirche. Fast alle verabschiedeten sich persönlich von uns.

Gleichzeitig wurde mit polnischer Erlaubnis ein Seelsorgedienst sowohl in der Form täglicher Andachten im Durchgangslager Feldstraße, wie auch auf dem Bahnhof eingerichtet. Pastor Eitner, als Hauptbeauftragter, hatte Durchlaß und ging von Güterwaggon zu Güterwaggon, wo die zu Evakuierenden dicht gedrängt auf ihren paar geretteten Habseligkeiten saßen, betete mit ihnen und verteilte maschinengeschriebene Handzettel mit Trostsprüchen der Bibel. So verabschiedete die Kirche ihre Gemeindeglieder bei der Vertreibung aus der Heimat.

Aber was sollte aus den Alten und Kranken werden? Wir beantragten für sie besondere Lazarettzüge, die erträglich ausgestattet sein mußten. Das wurde uns nach langem hin und her bewilligt. Es sollten uns auch Kraftwagen für den Transport zum Bahnhof gestellt werden. Aber die Chauffeure rührten sich nicht, da sie niemand bezahlte. So mußten wir erst über den „schwarzen Markt“ Schnaps und Zigaretten beschaffen, um die Fahrer zu ihrem Dienst zu bewegen. Mit diesen Kranken- und auch Kindertransporten schickten wir zwecks Betreuung auch Diakonissen und Pfleger hinaus, so daß sich auch unser Mitarbeiterkreis spürbar verringerte. Auch sonst mußte die Kirche gelegentlich mit Bestechung und sonstigen „unmoralischen“ Mitteln, wie z. B. Ausstellung von falschen Ausweisen, in diesen turbulenten Zeiten arbeiten, wenn sie ihren Liebesdienst auch an den Verfolgten und Gejagten, die bei ihr Unterschlupf suchten, ausüben wollte.

Im März 1946 hatte Präses Hornig noch eine Superintendenten-Konferenz nach Schweidnitz beordert. Teilweise auf Trittbrettern und Puffern sitzend war eine stattliche Zahl von Vertretern der meisten Kirchenkreise Niederschlesiens und einiger aus Oberschlesien dort hingelangt. Der Gottesdienst wurde in der alten Friedens- und Zufluchtskirche von Pfarrer Dr. Berger gehalten. Es war ein Meisterstück der Reorganisation der schlesischen Kirche nach dem Kriege, das diese umfassende Versammlung zusammen brachte, auf der wir unsere Aufgaben und zukünftigen Maßnahmen miteinander brüderlich beraten konnten. Dem ist dann nur noch vor der endgültigen Vertreibung die schlesische Gesamtsynode am 23. Juli 1946 gefolgt, bei der Hornig zum Bischof gewählt wurde.

Wie stark auch noch im Frühjahr 46 die Hoffnung auf ein mögliches Verbleiben in der Heimat bestand, weil wir es einfach nicht begreifen konnten, daß Schlesien polnisch werden könnte, beweist, daß wir in internen Kreisen Gedanken über eine deutsche Regierung machten, die nach Abzug der Polen, die uns ja nur verwalten und nicht annektieren sollten, in Schlesien in Kraft treten könnte. Oder auch, daß wir uns mit einigen Professoren überlegten, ob und wie die Breslauer Universität wieder aufgemacht werden könnte. Aber all solche Planungen blieben doch sehr unsicher, die tatsächliche Entwicklung ging ja nach ganz anderer Richtung.

Am zweiten Osterfeiertag hatten wir mit Sprech- und Singchören meine noch aus der Nazizeit stammende „Apokalyptische Messe“ *) gefeiert, deren Verkündigungsstücke sich nun von neuem bestätigten. Wenig später wurde sie in der Elftausendjungfrauenkirche, die gedrängt vollstand, wiederholt. Das war dort der letzte Gottesdienst. Am nächsten Tage wurde die Kirche von den Polen beschlagnahmt. Der Verdrängungsprozeß ging mit den Zwangsevakuierungen Schritt für Schritt planmäßig oder auch willkürlich weiter. Auch die deutsche evangelische Kirche wußte nun, daß ihre Tage in Schlesien gezählt waren. Aber es galt um der Restbevölkerung willen, so lange wie möglich auszuhalten. Ich hatte mir vorgenommen, auf alle Fälle so lange zu bleiben, wie die Elisabethkirche uns noch nicht genommen wäre. Als mich Präses Hornig mit einem neuen Amt in der Provinz betrauen wollte, sagte ich ihm, daß ich nach Beendigung meiner Breslauer Tätigkeit wieder meine Tätigkeit als Universitätslehrer aufnehmen wolle, aus der ich 1935 durch die Nazis als junger Privatdozent herausgedrängt worden war. Ich fand bei ihm und Dr. Berger volles Verständnis, zumal mir gerüchteweise zu Ohren gekommen war, daß man mir in Kiel und dann auch in Jena eine Professur anbieten wolle.

Im Sommer 46 begann sich dann das Leben in „Wroclaw“, wie wir nun hießen, im polnischen Sinne mehr und mehr zu normalisieren. Es fuhren wieder Straßenbahnen, auch wir hatten den ersten richtigen Postempfang, das Räuberwesen wurde eingedämmt, Bautätigkeit begann, — auch die Elisabethkirche wurde ausgebaut und erhielt eine graue Fensterverglasung. Daß man das nicht für uns Deutsche machen würde, war ja klar. Finanziell hielten wir uns noch vom Verkauf von Hinterlassenschaften solcher, die gerade evakuiert werden sollten oder wollten und lieber uns die Sachen gaben, die sie nicht mitnehmen durften, als sie von den Polen beschlagnahmen zu lassen. Es war ja streng vorgeschrieben, daß man nur etwa 40 Kilo mitnehmen durfte, wenn man nicht irgendwie privilegiert war.

Mit meinem Mitarbeiterkreis, zumal dem der Elisabethgemeinde, war ich über all das gemeinsam Erlebte freundschaftlich zusammengewachsen. Wir lebten

*) Gedruckt bei Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen 1949, geschrieben 1938 und handabgezogen in etwa 500 Exemplaren verbreitet.

wie eine große Familie; besonders mit der Jugend. Wir haben nicht bloß getrauert, sondern auch kleine Feste mit viel Singen, Spielen und auch mit einem selbstfabrizierten Kasperletheater gefeiert. Das war eine notwendige Entlastung von dem Druck, der uns dauernd beschwerte. Wir riskierten dann auch schon gemeinsame Wanderungen am Sonntag nach Morgenau und an die Oder. Es war auch beschlossene Sache, daß wir, wenn uns unsere Kirche genommen würde, einen „Elisabethwaggon“ zu organisieren versuchen wollten, um gemeinsam herauszufahren. Für die dazu notwendige Bestechung sparten wir schon Slotys.

Nun, der Tag ließ nicht mehr lange auf sich warten. Polnische Militärgeistliche besetzten nun auch das zweite Pfarrhaus an der Elisabethkirche $\frac{1}{2}$, in dem ich nun wieder zusammen mit der Familie Jaeger, Propst Meyer-Fredrich und unserem früheren Rendanten wohnte. Ich wurde zwar nicht stante pede herausgeworfen, es wurde mir eine Frist von ein paar Tagen bewilligt. Aber vor dem Haus stand bereits ein Posten, der darauf zu achten hatte, daß nichts Unerlaubtes aus dem Haus gebracht wurde. Trotzdem konnte ich durch den Hinterhof einiges retten. Am 30. Juni 1946 hielt ich die „letzte evangelische und deutsche Predigt in der St. Elisabethkirche zu Breslau“ (5. Anlage).

Zwei Tage danach, am 2. Juli wurde die Kirche von dem polnischen Wehrmachtsdekan Oberst Nowyk der deutschen und polnischen evangelischen Gemeinde mit sämtlichen kirchlichen Geräten enteignet. Die Schlüsselübergabe hatte sofort stattzufinden. Sie wurde als polnisch-katholische Garnison- und Zivilkirche bereits am folgenden Sonntag in Gebrauch genommen. Damit ist das seit 1525 bestehende Wahrzeichen der Reformation in Breslau und Schlesien der polnischen Gegenreformation zum Opfer gefallen.

Nun bat ich bei der Kirchenleitung um meine Verabschiedung. Am Abend des 8. Juli verließ unser Waggon den Freiburger Bahnhof Richtung Westdeutschland. Mit Tränen in den Augen sahen wir den ragenden Turm schwinden und zugleich unsere geliebte Breslauer Heimat. Würden wir sie noch einmal wiedersehen? Als wir durch Wittenberg fuhren, sang unsere Jugend spontan: „Ein feste Burg ist unser Gott.“ Die Zielstation unseres Zuges war Rodenberg am Deister. Dort trennten sich unsere Wege, denn ich fuhr weiter nach Soest, wo meine Familie inzwischen untergekommen war.

Im September wurde ich durch Vermittlung von Präses Koch und der westfälische Landessynode, die sich gerade konstituierte, auf einen Lehrstuhl für systematische und praktische Theologie an die Universität Münster berufen.

Meine Verantwortung für Schlesien und die Schlesier war damit nicht beendet. Nun setzten die vielen Vertriebenengottesdienste ein. Täglich war eine ungeheure Menge von Korrespondenz zum Zwecke der Benachrichtigung und Familienzusammenführung zu erledigen. 1949 gab ich mein Bändchen Gedichte

heraus, „Ruf der Heimat“, in denen all das Erleben der Katastrophenzeit einen unmittelbaren Niederschlag fand. 1950 wurde zusammen mit Bischof D. Zänker und Bischof Hornig in Darmstadt die „Gemeinschaft evangelischer Schlesier“ gegründet, die sich nun im konzentriert organisierten Zusammenschluß die Betreuung der zerstreuten Schlesier und des kirchlichen Heimatbes zur Aufgabe machte.

Anhang: Dokumentationen

Dokumentationen 1 (Januar 1945)

Bekanntmachung

An die evangelischen Gemeinden der Stadt Breslau

Auch unter den jetzigen Umständen werden in den Kirchen unserer Heimatstadt *regelmäßig Gottesdienste* und Gebetsandachten zum Trost und zur Stärkung der zurückgebliebenen Gemeindeglieder gehalten werden, solange wir nicht durch höhere Gewalt behindert sind. Man unterrichte sich an den Anschlägen der Kirchentüren! Die Pfarrer werden bemüht sein, allen seelsorgerlichen Anforderungen gerecht zu werden, auf Wunsch in Häusern und Kellern Andachten halten, Kranken und Sterbenden das Sakrament reichen. Man wende sich an die durch Anschlag an den Kirchentüren bekannt gegebenen Namen und Adressen.

Beerdigungen bitten wir anzumelden: für die Gemeinden Johannis, Maria Magdalenen, Salvator und Trinitatis in der Rendantur Bohrauerstr. 4a; für die Gemeinden Bernhardin, Gustav Adolph, Königin Luise, Luther in der Rendantur Kirchstr. 7; für die Gemeinden Elftausend Jungfrauen, Barbara, Elisabeth, Erlöser und Paulus in der Rendantur Nikolaistr. 38/39.

Wir halten es gerade jetzt für besonders wichtig, daß Pfarrer und Gemeinden in Treue zusammenstehen. Wir wollen uns durch keine falsche Furcht daran hindern lassen, in gemeinsamen Gebet und Sammlung unter Gottes Wort bei dem Rat und Hilfe zu holen, in dessen Hand alle Geschicke geborgen liegen. Und wir wollen uns auch zu gegenseitiger Unterstützung und Hilfeleistung bereithalten.

„Leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn; darum, wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn.“ (Röm. XIV, 8)

Im Namen der evangelischen Pfarrerschaft Breslaus
in Stellvertretung des Stadtdekans

Pfarrer Dr. Konrad

Pfarrer Hornig

Zum gemeinsamen Gottesdienst der Breslauer Gemeinden mit ihren Pfarrern
am Sonntag, den 28. Januar, 17 Uhr in der St. Barbarakirche wird herzlich
eingeladen.

D. O.

Dokumentation 1 (Januar 1945)

Osterabendmahl

Das war das Ostern jener schlimmsten Tage,
Die Breslau sah seit siebenhundert Jahren.
Es sollte wunderbar und neu aus Kreuz und Plage
Und Not und Tod der Herr sich offenbaren.
Es sangen, die im Katakombenschacht sich fanden:
Von allen Martern Christus herrlich ist erstanden.

Im dumpfen Keller, dessen Graun und Nacht
Im Augenblick zum Grab zu werden drohte,
An fahler Wand zwei Kerzen angebracht,
Auf dürftgem Tisch Kreuz, Bibel, Kelch und Brote.
Die wußtens, die hier flehend de profundis sangen:
Mitten im Leben sind vom Tode wir umfängen.

Vom Bombenhagel, daß die Mauern zittern,
Wird wild das Evangelium überdröhnt.
Ob unsern Häuptern wütet in Gewittern
Der Dämon, der den heiligen Tag verhöhnt.
Den Blick zum Kreuz gewandt erschallts mit Feuerzungen
Vom wunderlichen Krieg, da Tod und Leben rungen.

Und wie's in Emmaus einst ward gewährt,
Da seiner Jünger Augen Ihn erkannten,
So ist der Auferstandne eingekehrt
Den Todbedrängten, die sich an ihn wandten.
Er selber deckt den Tisch im Angesicht der Feinde:
Nehmt hin und eßt und trinkt und Friede der Gemeinde!

Da wards gewiß, daß weder Tod noch Leben,
Noch Macht, noch Hölle jetzt und je uns trennt
Von Gottes Liebe uns am Kreuz gegeben,
Und aller Leben stand im Sakrament.
Noch nie geahnter Dank entquoll der Gnadenstunde,
Das Osterhalleluja jauchzt aus aller Munde.

Aus Joachim Konrad: Ruf der Heimat. Heilmann-Verlag,
Gladbeck 1949. S. 15.

Breslau 1945

Grußwort der Kirchenleitung an die Gemeinden zum Weihnachtsfest

Wir grüßen unsere schlesischen Gemeinden in ihren Sorgen, ihrer Not, ihrem Leid zum diesjährigen Weihnachtsfest mit den Worten unseres Herren: Den Armen wird das Evangelium gepredigt. Und selig, wer sich nicht an mir ärgert. (Matth. XI, 5 u. 6)

Weihnachten nun wirklich im Wissen um eine verlorene Welt: werden wir es zu glauben vermögen, daß Gottes Liebe mit der Hingabe seines Sohnes uns gerade in solcher Verlorenheit sucht?

Weihnachten in der Armut, Heimatlosigkeit und Verlassenheit: wird der elende Stall von Bethlehem, die Flucht mit dem Kinde bei Nacht und Nebel und das Ende von dem Allen, das Kreuz, uns davon zu predigen wissen, wie Gottes Sohn, der kam, unser Bruder zu werden, um unsretwillen in dieser Welt gewohnt hat?

Weihnachten, so ganz anders als früher, mit viel Tränen und Traurigkeit, entblößt alles irdischen Glanzes, vielleicht sogar in Hunger und Kälte: wird es uns ein vergälltes und verbittertes Weihnachten sein, ein Weihnachten vielleicht der stummen oder lauten Anklage wider Gottes Gerechtigkeit? Oder eine Weihnacht der Seligkeit mitten im Leide, des Gnadenreichtums in aller Armut, des Gottesfriedens über und wider alle Vernunft?

Unser Herr läßt es dem gefangenen und zweifelnden Johannes sagen: Den Armen wird das Evangelium gepredigt, und selig, wer sich nicht an mir ärgert!

Des Satans und aller Dämonie Wille wäre erfüllt, wenn uns mit dem Raub der Güter unseres irdischen Glückes unser Glaube aus der Seele gerissen werden könnte. Gottes Weihnachtswunder wäre an uns erneut, wenn unter dem Segen seiner harten Gnade unser armes und geschändetes Leben zur Krippe des Kindleins würde, für den Reichtum seines Trostes und seiner Kraft ein Raum sich böte in unserer Schwachheit und dem Schicksal unseres Elends.

Unsere Nacht soll uns zur Heiligen Nacht gewandelt werden, da das Licht der Ewigkeit unser Dunkel erhellt. Der Engel, der die große Freude verkündet und das Fürchtet euch nicht, soll nicht an den Häusern unserer Gemeinden vorübergehen, weil ihnen das Leid zu stark geworden ist. Die Geburt des ewigen Wortes im Kindlein von Bethlehem schenkt uns eine mächtigere Verheißung der unwandelbaren Treue und Güte Gottes wider allen Schein der Welt und alle List des alt bösen Feindes. Darauf wollen wir trotzen und stark

sein, in Gehorsam und Geduld die auferlegten Lasten zu tragen, in voller Bereitschaft und Liebe einander zu helfen in unsern Nöten und festzustehen in der Hoffnung, die nicht zuschanden werden läßt.

Mit allen Gemeinden unserer geliebten evangelischen Kirche in Schlesien und ihren in Treue dienenden Hirten und Lehrern wissen wir uns im Gebet um eine gesegnete Weihnacht verbunden. Gott erbarme sich all unser Not und schenke uns in Jesus Christus als Menschen seines Wohlgefallens sein ewiges Heil und Frieden auf Erden. Ihm allein sei die Ehre!

Amen

Evangelische Kirchenleitung
der Kirchenprovinz Schlesien

Dokumentation 4
Breslau, den 13. August 1945
Schloßplatz 8

J.-Nr. 79.
Hg/Mü.

Herrn
General-Superintendenten D. Dibelius,
Berlin-Lichterfelde-West.

Hochverehrter, Lieber Bruder Dibelius!

Bei unserem Mangel an Kräften und der Schwierigkeit der Reise nach dort ist die persönliche Verbindung jetzt mit Ihnen und den Brüdern der Kirchenleitung dort noch nicht möglich gewesen. Wir hoffen jedoch, daß diese in Kürze aufgenommen werden wird. Damit Sie bereits einigermaßen unterrichtet sind, möchte ich Ihnen einen Überblick zu geben suchen.

Die kirchliche Lage ist gekennzeichnet durch die Abwanderung von Pfarrern und Gemeinden, wie sie infolge der Ereignisse des Januar katastrophal geschehen ist. Von 950 Pfarrern sind nur 150 im Amt, davon 130 links der Oder und höchstens 20 rechts der Oderlinie. Allerdings haben wir mit einigen Kirchenkreisen kaum Verbindung. Dies sind die Kirchenkreise nördlich der Linie Haynau, Kohlfurt, Hoyerswerda und westlich der Linie Haynau, Glogau, Fraustadt. Diese Nord-West-Ecke in Schlesien ist für uns bis auf spärliche Nachrichten von Rückwanderern terra incognita. Dagegen stehen wir mit dem gesamten übrigen Schlesien in Verbindung, nur daß hier und da einmal ein Kirchenkreis ausfällt, wie etwa Namslau und Militsch. In Oberschlesien ist Superintendent Baum zurückgekehrt (nach Leobschütz). Küster-Patschkau führt die Superintendentur von Neiße. Im Gleiwitzer Kreise sind 5 Brüder,

von denen einer ausgewiesen ist, im Kreuzburger ein Bruder, Oppeln ohne Betreuung, im Brieger vier Brüder, im Ohlauer ebenfalls vier Brüder. Ganz anders ist die Gebirgsgegend. Von der Glatzer Neiße an bis Görlitz ist ziemlich alles besetzt und zwar etwa kriegsmäßig. Der Kirchenkreis Schweidnitz hat statt 27, 10; der Kirchenkreis Waldenburg statt 28, 14, der Hirschberger Kreis statt 27, 17 Pfarrer. Langsam kehren Brüder zurück, die wir vorzugsweise in die schwach besetzten Kirchenkreise entsenden. Zuletzt ging ein aus der Provinz Sachsen zurückgekehrter Pfarrer in den Kirchenkreis Glogau, mit dem Auftrag, nach Guhrau zu sehen. Uns fehlen für Schlesien mindestens 150 Pfarrer, um die Gemeinden einigermaßen zu versorgen. Grundsatz ist jetzt, daß neben dem eigentlichen Pfarramt, zwei bis drei außerdem verwaltet werden müssen.

Die Gesamtlage hat sich insofern geändert, als der Beauftragte des polnischen Kultusministeriums für die evangelische Kirche in Schlesien, Professor Dr. *Niemczyk*, mitteilt, daß in Kürze ein Erlaß zu erwarten ist, nach dem die Kirchenprovinz Schlesien in Zukunft unter der Kirchenleitung des Konsistoriums der evangelischen Kirche Polens in Warschau stehen soll. Unser Hinweis, daß wir als Kirchenprovinz nach wie vor ein Glied der evangelischen Kirche der altpreußischen Union seien und aus diesem Kirchenkörper nicht gelöst werden können, wurde damit beantwortet: Der Erlaß würde alle Kirchenprovinzen der Preußischen Kirche in gleicher Weise betreffen. Eine kirchliche Lösung wie die der evangelischen Kirche der ehemaligen Provinz Posen innerhalb des polnischen Staates mit Zugehörigkeit zur evangelischen Landeskirche Preußens würde es in Zukunft nicht mehr geben.

Der uns gesetzte Beauftragte, Professor Dr. *Niemczyk*, erklärte, sein Auftrag habe sich geändert, er sei nicht mehr politisch, d. h. vom Kultusministerium, sondern kirchlich vom Warschauer Konsistorium. Zunächst sieht er seine Aufgabe in der Wiederherstellung der ehemaligen polnischen Gemeinden, d. h. der Gemeinden, in denen vor allem polnische Predigten eine Stätte hätten, im ehemaligen Regierungsbezirk Breslau, namentlich Kreis Namslau und Groß-Wartenburg. In unserer Tätigkeit als Kirchenleitung sind wir unbehindert und weisen die Pfarrer nach unserem Ermessen ein. Die Ephoren folgen uns in mehr oder weniger klarer Weise. Nur Professor *Knevels*, der sich auf Grund eines politischen Auftrages für das Kirchenwesen der Grafschaft selbst zum Leiter der evangelischen Kirche in der Grafschaft gemacht hat, geht einen Sonderweg. Dies wird durch Visitation unsererseits bereinigt.

Finanziell ist die Lage erträglich, da es im ganzen Gebiet kaum etwas zu kaufen gibt, in Breslau noch kein Umwechlungskurs für Zloty ausgegeben ist und wir uns alle mit halben Monatsgehältern begnügen. Die Pensionen für Emeriti und Witwen tragen die Kreiskirchenkassen, die wir allenthalben gebildet haben. Viel treuer Dienst der Brüder und Aushalten in Geduld des Glaubens unter schwersten Verhältnissen und Anfechtungen wird offenbar. Leseprediger und

Diakonissen stehen vielfach in überaus treuem Dienst. Wenn unsere Brüder aus den Kirchengebieten, in die sie evakuiert sind, zurückkehren, würde bald eine erträgliche Versorgung unserer schlesischen Gemeinden durchgeführt werden können, wenn auch unter schwerem Einsatz.

Nun aber steht eine Hungersnot vor der Tür und fordert schon ihre Opfer. Gewiß erhalten die, die in städtischen Arbeitskolonnen oder sonst in Arbeit stehen, wie auch wir in der Kirche Tätigen, von der polnischen Verwaltung Lebensmittelsätze, die aber, wie zugegeben wird, zum Existenzminimum noch zu gering sind. (z. Zt. für 10 Tage: 1000 g Brot, 160 g Mehl, 160 g Gegräupe, 7 g Salz). Fleisch hat es binnen drei Monaten dreimal gegeben, Fettigkeit überhaupt nicht, höchstens ganz geringe Mengen Marmelade. Die Säuglingssterblichkeit ist auf das 20fache gestiegen, die Erwachsenen-Sterblichkeitsziffer dürfte 4fach gestiegen sein. Auf fünf evangelischen Friedhöfen werden täglich 10—20 kirchliche Beerdigungen, also 50—100 bei höchstens 100 000 evangelischer Bevölkerung, bestattet. Für September sind noch geringere Verpflegungssätze in Aussicht gestellt. Es gibt kaum noch Kartoffeln, neue sind wegen Ausfall der Bestellung nur in verschwindendem Maße zu erwarten. Eine Hungersnot größtem Ausmaßes zieht schon für September herauf!

Wohl sind im Schwarzhandel Fettigkeiten, Eier und Brot zu haben, aber nur für Zlotys, die Deutsche nur ganz selten haben. Alle Bemühungen bei polnischen und russischen Behörden haben zu keiner Verbesserung der Ernährung geführt, nur in Zimpel ist es gelungen, eine örtliche Regelung für Säuglingsmilch vom nächsten Gut her zu treffen, sonst sterben die Säuglinge an Milchmangel dahin. Auf die Frage, wie der Hungersnot zu begegnen, heißt es, es fehle nicht nur an Transportmitteln, sondern auch an Vorräten. Der Weg, aus dem übrigen Reich in Schlesien einzuführen, oder die Hilfe der interalierten Stellen anzurufen, ist von den Behörden nicht beschritten. Nur auf diesen Wegen aber kann noch in letzter Stunde geholfen werden. Höchstens noch bis Mitte, kaum noch bis Ende September wird sich die Mehrzahl der Breslauer Bevölkerung halten können, dann wird die Hungersnot mit ihren Folgen einfach katastrophal hereinbrechen. Dann würde auch die Mehrzahl der Bevölkerung nicht mehr imstande sein, zu evakuieren.

Die Frage der Evakuierung bewegt uns sehr. Nach den neuesten Verlautbarungen kommt eine Zwangsevakuierung seitens der Besatzungsbehörden nicht in Frage. Auch die Breslauer behördlichen Stellen erklären dies. Hierfür sollen erst Erhebungen seitens zentraler behördlicher Stellen für die einzelnen Gebiete und auch für Schlesien gestellt werden. Ehe dies aber geschehen ist, dürfte eine planvolle Evakuierung zu spät sein. Es ist die Kirche gefragt worden, ob sie nicht eine freiwillige Evakuierung vorzubereiten hat, angesichts dessen, daß sich die Bevölkerung auf die Dauer nicht mehr halten kann.

Die Fragen sind:

1. Werden uns von den Behörden dazu Transportmittel, insbesondere Eisenbahnen zur Verfügung gestellt?
2. Wird den Evakuierungszügen gegebenenfalls auch Wanderzügen behördlicher Schutz gewährt?
3. Wird ihnen der Grenzübertritt über die Grenze des von Polen besetzten Gebietes gestattet?
4. Werden ihnen Räume als Ziel der Evakuierung angewiesen?
5. Welche Stellen können für solche Aktionen Rat und Hilfe erteilen?

Wir wären Ihnen dankbar, wenn sie uns diese Fragen beantworten könnten. Es wird sich auch um die Frage handeln, welche Hilfe wir den Evakuierungszügen, die etwa aus Ungarn oder Tschechoslowakei durch Schlesien kommen, gewähren können.

Wir bitten Sie herzlich, alle diese unsere Sorgen auf Ihr Herz zu nehmen und zu bedenken, was für das arme Schlesien getan werden kann, um soviel als möglich mit der Kraft des unverzagten Glaubens zu helfen. Wir haben unsere Nöte und Sorgen mit dem erzbischöflichen Ordinariat, mit Herrn Kapitularvikar Dr. Piontek, Generalvikar Dr. Negwer und Kanonikus besprochen. Eine Fühlungnahme dort jedoch ist unerlässlich.

Ich darf Sie bitten, hochverehrter, lieber Bruder Dibelius, auch unseren Freund York bald zu unterrichten und mit ihm zu sprechen.

In der Verbundenheit des Glaubens grüßt Sie

Ihr
sehr ergebener
gez. Hornig
Präses

Dokumentation 5

Letzte evangelische und deutsche Predigt
in der St. Elisabethkirche zu Breslau

gehalten von
Stadtdekan Lic. Dr. Konrad am 30. Juni 1946 (2. S. n. Trin.)

1. Mose 12, 1.2. Und der Herr sprach zu Abraham: Gehe aus deinem Vaterlande und von deiner Freundschaft und aus deines Vaters Hause in ein Land, das ich dir zeigen will. Und ich will dich zum großen Volke machen und will dich segnen und dir einen großen Namen machen, und sollst ein Segen sein.

Liebe Gemeinde!

Täglich rollen Züge mit Tausenden von Schlesiern am Freiburger Bahnhof ab. Sie müssen ihre Heimat verlassen, teils, weil man sie dazu zwingt, teils, weil sie ihr Letztes verkauft haben und nun keine Existenzmöglichkeit mehr für sie da ist. Wenn man diese Elendszüge, von Miliz bewacht, Breslau verlassen sieht, krampft sich einem das Herz. Gottes Gericht liegt hart auf dem deutschen Osten. Es fällt einem nicht leicht, den scheidenden Brüdern und Schwestern ein Wort zu sagen, das angesichts dieser fürchterlichen Not von wirklich tragender und tröstender Kraft ist. Es kann nur gefunden werden von dem her, der der Herr aller Schicksale und darum auch unseres Schicksals ist, zu dem allein wir unsere Zuflucht nehmen wollen auch in diesen schweren Tagen.

I.

Die Geschichte des Volkes Israel, die biblische Geschichte, vom Neuen Testament her gesehen die Heilsgeschichte des Volkes Gottes, beginnt mit einem Abschied aus dem Vaterlande auf Gottes Geheiß. Abraham muß seines Vaters Haus, seine Freundschaft, seine Heimat verlassen, um ein Pilger Gottes zu werden, um dahin zu ziehen, wo Gott ihm Weg und Heimat anweisen will. Und gerade dieser Weg und dieses Ziel sollen unter der Verheißung des Segens stehn. Unter dem Zeichen des Abbruchs vollzieht sich ein Aufbruch, unter der Maske des harten fordernden Gottes ist seine Güte verborgen.

„Der Herr sprach zu Abraham: Gehe aus deinem Vaterlande.“ Vernehmen wir Gottes Sprache auch in unserem Schicksal, sein Wort auch in unserer Situation? Man muß vorsichtig sein, daß man Gottes Willen nicht mit eigenen Wünschen verwechselt. Man könnte versucht sein, von Gottes Willen zu reden, wo Angst oder Feigheit vielleicht unterbewußt einen zur Flucht vor der Aufgabe bestimmen möchten. Die Kirche mußte bleiben, auch als vor anderthalb Jahren die Russen kamen, und ihres Amtes walten, solange ihre Gemeinden da waren und des Trostes und Haltes des Evangeliums bedurften. Und wahrhaftig, Gott hat die schwere Arbeit der evangelischen Kirche in der Belagerungs- und Besatzungszeit reich gesegnet. Wir haben es lernen und erfahren dürfen, was es heißt, bar aller menschlichen Sicherheiten allein aus der Gnade zu leben. Wir haben gerade auch in unseren Breslauer Gemeinden ein Stück Gemeinschaft in unserer Not erleben dürfen, wie wir sie vorher nie gekannt haben.

Wenn aber nun doch all die menschlichen Hoffnungen zerschlagen werden, die wir für unsere Heimat hegten, wenn uns unsere Gemeindehäuser und Kirchen genommen werden, wenn Straßenzug auf Straßenzug evakuiert wird, dann redet doch Gott auch über das Unrecht, das uns geschieht, seine Sprache mit uns. Wenn die Dinge reif werden, dann richtet Gott jedem, der unter seinem Wort zu leben bereit ist, seine Zeichen auf und zeigt uns neue Wege und Aufgaben, in denen wir seinen Willen erkennen können, und fordert neuen Gehorsam.

II.

Ich glaube, erst die Abschiedsstunde läßt es uns ganz klar erkennen, was uns Heimat bedeutet. Das Land unserer Väter und Kinder, das Land, dessen Charakter unser Wesen geprägt hat, das uns leiblich und seelisch ernährt hat, das Land, dessen Häuser und Straßen, Felder, Berge und Wälder uns ansprechen und anheimeln, wie sonst nie eine Landschaft, weil wir darin seit Generationen verwurzelt sind! Was bedeutet uns Breslauern die Elisabethkirche, ihre Mauern, ihre Glocken, ihre Orgel, ihre Gottesdienste? Seit den Tagen der Reformation ein Inbegriff seelischer Beheimatung! Wie haben wir um sie gezittert in den Monaten der Belagerung, wie haben wir sie gehütet und bewacht in den Brandzeiten nach der Eroberung. Und Gott hat sie uns stehen lassen mit ihrem mächtigen Turm als ein Zeichen seiner Treue und Barmherzigkeit. Und wenn nun sonntäglich ihre Kapelle gefüllt ist mit Abendmahlsgästen, die zum Abschied hier noch einmal zum Tisch des Herrn kommen wollen, dann ist es uns allen spürbar, wie schwer es ist, das zu lassen, woran unser Herz hängt.

Und doch geht für uns Christen die Verwurzelung tiefer. „Wir haben hier keine bleibende Statt, sondern die zukünftige suchen wir.“ Zeiten wie die unsrigen verdeutlichen es uns, daß wir in unsrer Welt Wandernde und nicht Einsässige sind, Pilgrime Gottes, Menschen, die unterwegs sind und ihre letzte Geborgenheit nur in Gottes Ewigkeit finden können. Besitztum ist ein Lehen Gottes, keine Endgültigkeit. Wir müssen die Dinge dieser Zeit gebrauchen — so sagt Luther — wie der Schuster die Ahle, wie der Wanderer die Herberge. Und das gilt auch von dem kostbaren Gut unserer Heimat. Wenn es Gottes Wille ist, müssen wir sie lassen. Aber wenn wir nur wirklich in seinem Willen verankert sind, dann haben wir mitten in aller Unruhe der Zeit eine letzte Geborgenheit, eine Zuflucht, eine feste Burg, die keine Macht der Welt uns rauben kann. Von da her können wir tragen, was uns sonst schier untragbar scheint.

Es ging Einer durch die Zeit, für dessen Geburt kein Raum in der Herberge war, der als Heiland dieser Erde nicht hatte, da er sein Haupt hinlegen konnte, der das Elends- und Todesschicksal dieser Welt in der Einsamkeit am Kreuz für uns trug und der uns mit dem allen Heimatrecht bei seinem Vater im

Himmel erwarb. Auf den gilt es zu schauen, wenn uns die Bitterkeit über die Ungerechtigkeit der Welt ankommen will. Im schwersten Schicksal vermag die höchste Gnade, im tiefsten Leid der reichste Segen verborgen liegen. Das ist die heimliche Weisheit des Kreuzes, deren sich die hart geprüfte Kreuzgemeinde trösten soll. Gott nimmt nicht, ohne zugleich zu beschenken, er verlangt nicht das schwere Opfer der Heimatlosigkeit, ohne uns zugleich hoher Aufgaben zu würdigen und uns unter die Verheißung seines Segens zu stellen, wenn wir nur seinem Willen, und das heißt doch zugleich seiner ewigen Güte, trauen wollten.

III.

Allerdings, wir werden nicht in ein gelobtes Land ziehen, wo Milch und Honig fließt, wenn es auch der Rest unseres deutschen Vaterlandes ist, von dem wir etwas mehr Sicherheit erhoffen als hier, und vielleicht auch die Grundlagen einer neuen Existenz. Aber wir wollen uns keine Illusionen machen. Wir werden drüben im Reich als unerwünschte Gäste erscheinen, als Leute, für die es eigentlich keinen Platz mehr gibt und die in Anbetracht der allgemeinen Verknappung als Mitverzehrter der wenigen Vorräte mißgünstig aufgenommen werden. Die meisten von uns wissen noch nicht, wo sie landen werden, und Nöte und Schwierigkeiten werden sich unübersehbar vor uns auftürmen.

Und doch kann ich keinen Augenblick den Glauben lassen, daß Gott mit unserem Schlesienschicksal etwas will, daß er uns in unsrer schweren Betroffenheit in eine besondere Aufgabe an unserm Volk stellt. Wir kommen nicht nur als die, die den Brüdern drüben das letzte Brot wegessen wollen, und als unangenehme Eindringlinge ihre letzte Kammer besetzen. Allerdings wir kommen arm und elend genug an, aber als Menschen, denen Gott in den Zeiten schwerster Not besonders nahe gekommen ist, und darum als Menschen, die etwas zu bringen haben. Wir haben es in besonderer Weise erfahren dürfen, was in Brand und Chaos und völliger Rechtlosigkeit allein hält. Wir waren und sind in unsern schwersten Stunden allein auf Gott geworfen und wissen nun aus einer schicksalhaften Gewißheit: Dieser Grund trägt! Wir haben es erlebt, was es heißt, Kirche unter dem Kreuz zu sein, und haben darin einen unaussprechlichen Reichtum gefunden. Davon können und wollen wir nicht mehr lassen, und dort liegt unsere Mission.

Das arme, schuldbeladene und zertretene Deutschland ist heute vor eine Frage gestellt, die es ganz unabhängig von seinen Besiegern zu beantworten haben wird: auf welcher geistigen und seelischen Grundlage es weiter zu leben gedenkt. Will es in stumpfer Resignation seinem völligen Verfall entgegengehen? Will es in brutalem Egoismus und Materialismus den verwüstenden Kampf aller gegen alle aufnehmen? Will es in fieberndem Wahn alten oder neuen Ideologien und Weltbeglückungslügen anheim fallen? Oder wird es das Gericht

und die Heimsuchung Gottes verstehen und da einen neuen Anfang machen, wo er allein zu finden ist: im Gehorsam unter dem Willen Gottes, der allein uns den Weg zum Leben führen kann?

Noch hat Deutschland seine Schicksalsfrage nicht verstanden, geschweige denn eine klar entscheidende Antwort gefunden. Sollte es nun nicht einen Sinn haben, daß die Schlesier in die Städte und Dörfer des Reiches verstreut werden als Boten und Apostel einer Besinnung auf das Letzte, Entscheidende? Man verstehe das nicht anmaßend! Nicht, daß wir klüger wären oder frömmere, oder daß wir unserer Eigenart eine verkehrte Wichtigkeit beilegen möchten; sondern als die nunmehr am härtesten Betroffenen, als die Menschen des Grenzlandschicksals, ruft Gott uns in seine Aufgabe. Wir sind durch ein Stirb und Werde hindurchgegangen, das wir uns nicht erwählt haben. Aber Gott hat zu uns gesprochen, und dieses Wortes Zeugen dürfen und sollen wir sein.

Es kommt nicht darauf an, daß wir Zeitungsartikel schreiben oder irgendwie in die Öffentlichkeit treten, mit Aufwand und Propaganda ist wenig zu machen. Aber es kommt darauf an, daß wir da, wo Gott uns hinstellen wird, als Christen leben, daß wir mit unserer Existenz Zeugnis ablegen für das, was uns von seiner Gnade her erfüllt. So können wir Salz der Erde und Licht der Welt sein, so werden wir unsere Schicksalsaufgabe an unserm Volk erfüllen, Wegweiser zum tragenden Grunde des Lebens zu sein. Zu lebendigen Bausteinen der Gemeinde Jesu Christi sind wir berufen. Gott gebe, daß wir an dieser Aufgabe nicht versagen, daß wir uns unserm Schicksal gewachsen zeigen, nicht müde werden und nicht versanden.

IV.

Heimat findet ein Mensch da, wo er seine wurzelhafte und wesenhafte Aufgabe findet, wo er nicht nur vegetiert, sondern den Ewigkeitssinn seines Lebens lebt. Aus diesem Grunde strömt Kraft und Trost, erwächst Wille und Einsatz. Auf diesem Grunde erwächst Segen. „Ich will dich segnen . . . und du sollst ein Segen sein.“ Diese Verheißung an den aus seiner Heimat berufenen Abraham will auch uns und unserer Treue gelten. Wo der Segen Gottes mit uns ist, der Segen des Kreuzes und der Gnade, wird auch das ärmste Leben reich. Segen ist nicht mit Glück und äußerem Erfolg zu verwechseln. Gesegnet sein heißt, auch mitten in aller Mühsal und Schwere der Güte Gottes gewiß sein, die mit uns ist. Gesegnet sind die, die Gott lieben, denen nach dem gewaltigen Wort des Apostels Paulus „alle Dinge zum Besten dienen“, auch ihre Heimatlosigkeit, und die darum auch anderen zum Segen werden müssen, die also in einer begnadeten Aufgabe stehen.

Als die also Berufenen wollen wir Abschied nehmen von unserem geliebten Schlesien, wenn es Gottes Wille ist; Abschied wenn es sein muß, auch von

unserer geliebten Elisabethkirche, die unsere Seele mütterlich umhegt hat. Wir haben für das, was uns anvertraut war, Gott viel zu danken. Er halte uns fest in seinen Armen und geleite uns!

Laßt mich schließen mit einem Vers, den ich während meiner Ausweisung aus Schlesien vor acht Jahren geschrieben habe, wo es mir zum ersten Male aufgegangen ist, wie reich Gott da segnen kann, wo er einem viel nimmt:

Ich will dich führen über dein Verstehen
Den seltenen Weg der heiligen Pilgrimschaft.
Wenn deine Augen nichts als Dunkel sehen,
Dein Plan und Hoffen dir im Nichts vergehen,
Du stehst in mir, und ich bin deine Kraft.
Ich will dir wundersame Brücken bauen
Von Schritt zu Schritt durch alle deine Zeit,
Auf meinen Händen tragen dein Vertrauen,
Dich sorgsam heben über alles Grauen
Mit Segensfittichen der Ewigkeit.
Was dir geschieht, ist ja von mir gesendet;
Was noch bedrückt, ist deiner Unrast Traum.
Im Kreuzesantlitz ist dir zugewendet
Die Güte, die dich sucht und nur vollendet,
Was dir verloren schien in Zeit und Raum.

Amen.

D. Dr. Joachim Konrad

Quellen und Literaturhinweise:

- Von Ahlfen-Niehoff: So kämpfte Breslau. München 1958.
- Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa. Hrsg. Bundesministerium für Vertriebene. Bd. I, 1 u. 2 o. J.
- Konsistorialrat Büchsel: Bethanien während der Breslauer Festungszeit. Noch nicht edierte Tagebuchaufzeichnungen.
- R. Grabert: Briefe an Fräulein Knauerhase, Erinnerungsberichte (photokopiert).
- Fr. Grieger: Wie Breslau fiel. Metzingen 1948.
- H. Hartung: Schlesien 1944/45. Aufzeichnungen und Tagebücher. München 1956.
- F. O. Jerrig: Aus Breslau wurde Wrocław. Hannover o. J.
- J. Konrad: Die schlesische Toleranz. Geschichtliches Erbe und politische Idee. Düsseldorf 1953.
- J. Konrad: Die evangelische Kirche in der Festung Breslau. Schles. Rundschau, 5. April 1955.
- J. Konrad: Das Ende von Breslau: Offener Brief an den letzten Kommandanten General Niehoff. Schles. Rundschau. 5. April 1956.
- J. Konrad: Das Ende von Breslau. Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte. Hrsg. Rothfels und Eschenburg. Oktober 1956.
- K. Müller: Von Amt und Art der Breslauer Stadtinspektoren. Jahrb. für schlesische Kirchengeschichte 1958.
- J. Thorwald: Das Ende an der Elbe. Stuttgart 1950, S. 314 ff.